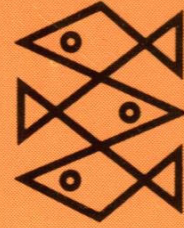


**Fischer
Taschenbuch
Verlag**



Jules Verne

**Meister
Antifers wunderbare
Abenteuer**

Roman



ÜBER DIESES BUCH

Ein neuer, ebenso spannender wie spaßiger Jules Verne:

Eine dumme und nutzlose Sache hat Meister Antifer von seinem Vater geerbt: einen Breitengrad. Den hatte einst ein steinreicher Ägypter dem Franzosen als Dank für die Rettung aus einem napoleonischen Gemetzel geschenkt. Und irgendwo auf diesem Breitengrad liegt ein unermesslicher Schatz, den man aber nur heben kann, wenn man die dazugehörige Längenangabe kennt. Da taucht plötzlich der Notar des Ägypters auf, der in seiner Tasche einen Längengrad ohne Breitenangabe trägt . . . Jules Verne ist nicht nur mit Genuß und Spaß zu lesen — er ist in dieser neuen Ausgabe auch literarisch wieder zu entdecken. Der von Lothar Baier übersetzte und eingerichtete Text dieses Bandes zeigt wieder die ganze erzählerische Frische und den klugen Witz Jules Vernes. Die Holzstich-Illustrationen stammen aus der ersten französischen Gesamtausgabe.

DER AUTOR

Jules Verne wurde 1828 in Nantes (Frankreich) geboren. Er studierte Jura, schrieb Theaterstücke und Operetten und brachte schließlich als 34-Jähriger seinen ersten Roman >Fünf Wochen im Ballon< heraus, nachdem fünfzehn Verlage die Annahme des Manuskriptes abgelehnt hatten. Vernes triumphaler Erfolg begann. Er schrieb 98 Bücher, für die er die Stoffe auf Reisen und aus Zeitschriften und Büchern zusammentrug. Nach der Bibel und den Werken Lenins und Tolstois sind Jules Vernes Bücher am häufigsten übersetzt worden. Verne starb 1905 in Amiens.

Jules Verne

Meister Antifers wunderbare Abenteuer

Roman



Fischer

Taschenbuch

Verlag

Fischer Taschenbuch Verlag
1.-22. Tausend: April 1970
23.- 30. Tausend: November 1973
31.-37. Tausend: Januar 1975
38.-47. Tausend: Juni 1975
48.-57. Tausend: Juli 1976
58.-62. Tausend: April 1979

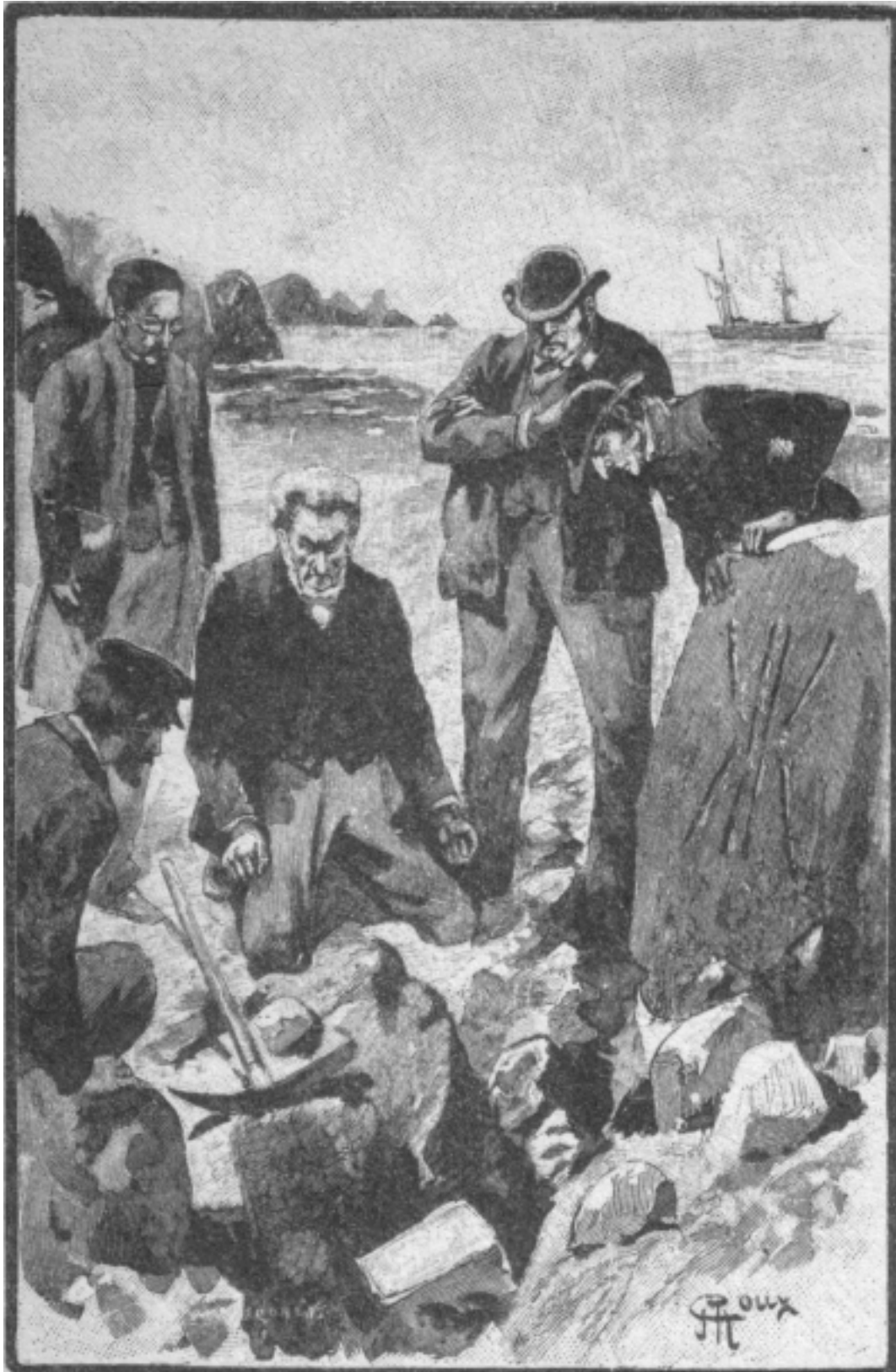
Umschlagentwurf: Heinz Edelmann
Titel der französischen Originalausgabe: >Maitre Antifer<
Neu übersetzt und eingerichtet von Lothar Baier
Mit Holzstich-Illustrationen der ersten französischen Gesamtausgabe
im Verlag Hetzel, Paris

Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
des Verlages Bärmeier & Nickel, Frankfurt am Main
© Verlag Bärmeier & Nickel, Frankfurt am Main, 1968
Gesamtherstellung: Hanseatische Druckanstalt GmbH, Hamburg
Printed in Germany
380-ISBN-3-596-10015-1

Meister Antifers wunderbare Abenteuer



Scan, Korrektur und Layout
Herry
24.10.2002



Meister Antifer hatte die Spitzhacke vor Wut in die Brandung geworfen. In dem Loch lag, rostig und verschmutzt, ein Blechkasten des bekannten Formats.

Langsam wuchsen die Lichtreflexe in den unteren Luftschichten. Die Sonnenscheibe näherte sich stetig der Horizontlinie, und die Grenzlinie des im Morgenwind leicht gekräuselten Meeres ging in einen hellglänzenden Streifen über. Der 9. September des Jahres 1831 war unwiderruflich angebrochen. Wer die stille Nacht miterlebt hatte, der wußte, daß dieser Tag schön werden würde, zum Beispiel auch der Kapitän, der eben schlaftrunken aus seiner Kajüte kam, zum Achterdeck wankte und das Fernrohr an sein besseres rechtes Auge hielt. Eine Weile suchte er die Grenzlinie von Himmel und Wasser ab, dann ließ er das Glas sinken und trat auf den Rudergänger zu, einen alten Seebären mit zottigem Bart und quicklebendigen Wasseraugen.

»Wann bist du auf Wache gezogen?« fragte der Kapitän. »Um 4 h, Käptn.«

Es war ein rauhes Idiom, das die sanfte Stille des Morgens zerriß, eine Abart des Türkischen, grammatikalisch eher dem Nubischen verwandt, jedoch einwandfrei syrisch ausgesprochen.

»Keine besonderen Vorkommnisse?« »Nein, Käptn.« »Schiff gekreuzt?«

»Jawohl, ein Dreimaster unter dem Wind, aber ich habe vier Strich angeluvt, dann war er wieder weg.«

»Ausgezeichnet. Das Weitere werden wir sehen.«

Der Kapitän blickte noch einmal angespannt in die Runde. Dann rief er aus heiterem Himmel:

»Klar zum Wenden!«

Die gesamte Wache fuhr aus ihrem Halbschlummer hoch. In einem Augenblick war das Ruder herumgeworfen, die Fockschote wurden nachgelassen, die großen Segel flatterten und schlugen im Wind, das Fahrzeug schob sich in die neue Richtung und hielt mit Backbordhalsen Kurs Nordwest. Für eine Vergnügungsjacht ließ sich diese 400 t große Schunerbrigg verhältnismäßig schwer manövrieren, sie war nicht als Luxus-, sondern als Handelsfahrzeug entworfen und nachträglich um-

gebaut worden. Die Besatzung bestand aus 15 Mann, sehnigen Gestalten, die alle in langen Hosen und hohen Schaftstiefeln steckten wie die meisten Seeleute des Vorderen Orients.

Woher die Schunerbrigg kam und wie sie hieß, konnte niemand außer der Besatzung wissen, denn weder am Heck noch an der Schanzverkleidung am Vorschiff war irgendein Hinweis zu entdecken, auch am Mast flatterte kein Wimpel. Dennoch wirkte das Schiff nur von ferne verdächtig, ein Kaperfahrzeug konnte es nicht sein, denn es führte keinerlei Waffen mit sich, auch befand sich keine Konterbande an Bord, wenn man von drei Eichentonnen absah, die wie Wasserfässer im Laderaum vertäut lagen. Außer dem Proviant beförderte die Schunerbrigg keine Ladung, so daß der Laderaum mit Gußeisen als Ballast angefüllt war.

Die Eichenfässer im Laderaum besaßen zwar eine augenfällige Ähnlichkeit mit Pulverfässern, aber niemand beachtete die in der Nähe von Explosivstoffen unabdinglichen Vorsichtsmaßregeln, ja man sah hie und da einen Matrosen auf einer der Tonnen sitzen und seelenruhig vor sich hin qualmen. Über das, was in den Fässern war, wußte die Mannschaft offensichtlich nur, daß es nicht anbrennen konnte.

Die Seeleute hatten es sich seit vielen Monaten ohnehin abgewöhnt, Fragen zu stellen. Schon 15 Monate waren sie auf See, wußten aber nie, wohin der Kurs führte, den sie steuerten. Manchmal trieben sie wochenlang auf hoher See und sehnten sich danach, endlich einmal wieder festen Boden unter die Füße zu bekommen, aber wenn einmal Land in Sicht kam, ließ der Kapitän gleich wieder abdrehen. Nur er, ein 46 Jahre alter Mann mit einer Bürstenfrisur, und eine rätselhafte, vornehme Persönlichkeit schienen an Bord zu wissen, welchen Kurs die Schunerbrigg lief. Diese geheimnisvolle Gestalt steckte übrigens gerade ihren Kopf aus der Deckluke und fragte leise den Kapitän:

»Noch nichts?«

»Noch nichts, Exzellenz«, antwortete der Schiffsführer. Seine Exzellenz verschwand augenblicklich unter Deck und kehrte in ihre Kabine zurück, wo sie sich auf ihren Diwan fallen ließ und sich einem andauernden Halbschlaf hingab. Der Herr ruhte nur mit dem Körper, sein Geist schien hellwach, wenn auch fast unbeweglich auf ein und denselben Gegenstand fixiert.

50 Jahre war diese Persönlichkeit schätzungsweise alt. In liegender Stellung beherrschte ein wuchtiger Kopf den kräftigen Körper, der ganz in einen weiten braunen Burnus, mit Schnüren und Lametta an den Ärmeln verziert, gehüllt war. Eine grüne Mütze mit schwarzer Troddel bedeckte sein ergrautes Haar, sein langer Bart fiel in zwei fast gleichen Teilen auf die entspannte Brust. Unentwegt starrte der Herr vor sich hin, stolz, aber resigniert, vornehm, aber ohne Hoffnung.

Zwei Stunden nach dem ersten Aufstehen brachte ein junger Steward das Frühstückstablett und stellte das Morgenmahl auf einem flachen, am Boden verschraubten Tischchen ab. Der Herr ließ die erlesenen Delikatessen achtlos stehen und griff nur nach zwei fein gearbeiteten silbernen Schalen, aus denen aromatische Kaffeedünste aufstiegen. Kaum hatte der Herr von seinem Morgenkaffee gekostet, da kam der Diener nochmals auf leisen Sohlen und reichte Seiner Exzellenz eine Nargileh, die bereits entzündet war und deren Bernsteinmundstück der Herr sorgsam zwischen seine blutlosen Lippen und sein blendendweißen Zähne schob. Vom sanften Aroma des Latakieh betäubt, verfiel er wieder in seine verzweifelte Träumerei.

Stunde um Stunde schaukelte die Schunerbrigg in der Dünung und hielt präzise ihren unbekanntem Kurs. Gegen 16 h stand Seine Exzellenz bedächtig vom Diwan auf, schritt müde in der Kabine umher, verharrte vor einem halboffenen Bullauge, blickte über den Horizont, wandte sich wieder ab und blieb unschlüssig an einer bestimmten Stelle der Kabine stehen. Als der Herr gegen den teppichbelegten Fußboden trat, öffnete sich plötzlich eine Falltür und gab den Blick frei in den Laderaum, in dem die drei Fässer lagerten. Seine Exzellenz beugte sich über die Öffnung und starrte die eichenen Tonnen so tieftraurig an, als seien es die Särge seiner Lieben. Dann schnappte der Deckel wieder zu, der Herr stieg die Kabinentreppe hoch und stand gleich darauf an Deck.

Es war jetzt um 17 h, das Wetter hatte sich gehalten, helle Wolkenbäuschchen hingen am Himmel aufgereiht. Von der schwachen Brise nur leicht geneigt, trieb das Fahrzeug dahin, sein schmaler Kielwasserstreifen löste sich schnell in den sachten Wellen auf.

Wieder überflog Seine Exzellenz den Horizont mit fahrigem

Blicken. Unter dem tiefblauen Himmel war die Sicht so klar, daß ein mittelhohes Küstenprofil auf eine Entfernung von 14 bis 15 sm erkennbar sein mußte. Der Kapitän hatte seinen Chef bemerkt, wartete dessen gewohnte Frage gar nicht erst ab, sondern sagte leise:

»Nichts.«

Der Herr rührte sich nicht. Während er nach einigen Minuten auf einer Bank Platz nahm, ging der Kapitän nervös an Deck auf und ab.

»Kapitän, sagen Sie mir bitte frank und frei, wo wir jetzt sind«, murmelte Seine Exzellenz.

Der Kapitän faltete eine Seekarte auseinander und legte sie über den Dallbord. Er zeigte mit dem Bleistift auf den Schnittpunkt eines Längen- und Breitengrads.

»Wie weit sind wir von dieser Insel entfernt?« fragte der Herr und deutete auf die Karte.

»Etwa 22 sm, Exzellenz«, antwortete der Schiffsführer.

»Und vom nächsten Festland?«

»Ungefähr 26 sm.«

»Wissen das auch Ihre Leute?«

»Nein, nur Sie und ich.«

»Wissen die Männer, auf welchem Meer sie segeln?«

»Auf keinen Fall. Sie haben so oft wenden müssen, daß sie kaum mehr rechts und links unterscheiden können.«

»Ausgezeichnet. Erinnern Sie sich eigentlich noch daran, daß ich Ihnen vor über einem Jahr befohlen hatte, eine unbekannte und unbewohnte Insel zu finden?«

»Jawohl, Exzellenz.«

»Daraus wird wohl nichts mehr, Kapitän«, seufzte der Herr und beugte sich weit über die Reling. »Dort unten werde ich mein Vermögen deponieren.«

Das Meer war an dieser Stelle so klar, daß die beiden Männer bis in 30 m Tiefe schauen konnten.

»Aus diesem Depot kann aber niemand mehr etwas abheben«, sagte der Kapitän.

»Das ist mir gleich. Mein Geld soll besser durch gar keine als durch unwürdige Hände gehen. Hören Sie, Kapitän: wenn die unbekannte Insel bis heute abend nicht aufgetaucht ist, lasse ich die Fässer hinunterwerfen.«

»Ihr Wille ist mir immer Befehl.«

Seine Exzellenz schritt bedächtig davon und blieb am Ende

des Achterdecks stehen, lehnte sich gegen den Dallbord, versank mit den Augen im Meer und mit seinen Gedanken in düsteren Träumen.

Die Sonne ging schnell unter. Der Kapitän verfolgte ihren Weg bis zum Horizont, wo die Scheibe wenige Grad neben dem Westpunkt kleiner und kleiner wurde. Fast an diesem Punkt glaubte der Kapitän die Umrisse eines Vorgebirges zu erkennen, das fast mit den Reflexen der untergehenden Sonne verschwamm.

Sofort zog der Schiffsführer seine Seekarten zu Rate. Im weiten Umkreis der jetzigen Position der Schunerbrigg befand sich kein Land; diese Konturen konnten nur aus einer Sinnestäuschung entstanden sein. Diese Route wurde von so vielen Schiffen befahren, daß eine so weithin sichtbare Insel oder Landzunge längst auf den Karten eingetragen worden wäre.

Wenige Minuten nach 18 h verschwand der Sonnenball unter der Horizontlinie; wären die alten Iberer dabeigewesen, dann hätten sie es deutlich zischen gehört. Mehrere Augenblicke lang schien die Scheibe noch über dem Meer zu schweben, während sie in Wirklichkeit längst weitergewandert war. Nur noch die Strahlen der Refraktion trafen auf die Wellen, die sich in der abflauenden Brise immer mehr verliefen. Bis weit nach Osten hin huschten Lichtbündel über das Wasser. Der Rumpf der Schunerbrigg war bald nur noch eine dunkle Masse, während die hellen Segel den rötlichen Schein widerstrahlten.

Plötzlich ertönte eine Stimme hoch oben vom Fockmast herunter:

»Wahrschaaau!«

Was ist los?« rief der Kapitän.

»Land über Steuerbord!« antwortete der Mann im Ausguck. Auf einen Wink des Kapitäns stieg die gesamte Wache in die Wanten, der Kapitän selbst kletterte mit seinem Nachtklas hinterher und setzte sich rittlings auf die Rahe des Großsegels. 6 bis 7 sm voraus hob sich ganz deutlich ein Felseneiland vom Hintergrund des Abendhimmels ab. Die Spitze der Klippe schien wie von einer Rauchwolke verhüllt zu sein; 50 Jahre später hätte jedes Kind »ein Dampfer!« gerufen, aber die braven Seeleute des Jahres 1831 hatten weder Züge noch Dampfer gesehen. Schnell löste sich die Silhouette im Abendnebel

auf, aber der Kapitän hatte sie gesehen, klar und deutlich gesehen, und das genügte ihm.

Er ließ sich rasch wieder auf Deck hinuntergleiten, wo ihn Seine Exzellenz herzuwinkte:

»Land?«

»Jawoll.«

»Wie weit?«

»6 Seemeilen West.«

»Ist das Land auf der Karte eingetragen?«

»Nein.«

»So kann es nur die unbekannte Insel sein.«

»Wir hoffen es.«

»Gibt es überhaupt unbekannte Inseln?«

»Jawoll, Exzellenz. Mir scheint, diese Insel ist noch ganz taufrisch. Sie dampft sogar noch.«

»Wem gehört die Insel wohl?«

»Dem ersten, der sie betritt. Ihnen, Exzellenz.«

»Gut. Sofort anlaufen.«

»Vielleicht darf ich zur Vorsicht raten, Exzellenz. Es wird bald Nacht, und unsere schöne Schunerbrigg könnte an unterseeischen Klippen hängenbleiben. Es ist besser, wir warten den Tag ab.«

»Seht aber zu, daß wir langsam in Richtung der Insel herantreiben.«

»Zu Befehl, Exzellenz.«

Der hohe Herr wandte sich zum Gehen und verfügte sich in seine Kabine. Der Kapitän blieb mit dem wachhabenden Steuermann auf Deck zurück. Die Horizontlinie war kaum mehr zu erkennen, auch die Wolken im Zenit, die eben noch in den letzten Sonnenstrahlen aufgeleuchtet hatten, verschwanden mit dem Grau des Nachthimmels. Der Wind war vollständig eingeschlafen, die Segel der Schunerbrigg hingen schlaff in den Rahen. Der Kapitän hatte nur so viel Leinwand stehenlassen, daß sein Fahrzeug ungefähr auf Kurs gehalten werden konnte. Die ersten Sterne zogen am Nachthimmel auf. Im Norden leuchtete matt der Polarstern, nach und nach erschienen die Fixsterne und vervollständigten die Sternbilder. Fast unverzerrt spiegelte das Meer sie wider.

Der Kapitän lehnte sich gegen das Gangspill am Vordeck und brütete vor sich hin. Auch wenn diese Insel von vielen Augenpaaren gesehen worden war, bestand noch kein Anlaß

zum Frohlocken, denn niemand wußte, ob das Eiland nicht schon in Besitz genommen war. Es genügte, daß nur irgendein Seefahrer seine Nationalfahne aufgepflanzt hatte. Zudem wurde diese Meeresgegend stark befahren, vor allem von Engländern, und es wäre nicht zu verwundern gewesen, wenn diese maritimen Lumpensammler auch dieses Eiland schon in den großen Sack Seiner Majestät gesteckt hätten.

Stunde um Stunde blickte der Schiffsführer in die Richtung der Insel. Die Zeit verging langsam. Endlich gegen 4 h morgens zeigte sich der erste Tagesschimmer über dem Horizont. Der Kapitän wollte gerade das Glas zur Hand nehmen, da trat der Herr von hinten auf ihn zu:

»Nun?«

»Dort«, antwortete der Kapitän und zeigte auf eine Ansammlung von Felsen, die in einer Entfernung von 2 sm aus der milchigen See ragte.

»Lassen Sie da landen«, sagte der Herr.

»Zu Befehl, Exzellenz.«

2

Es gab einmal eine Zeit, da vertrugen sich Pascha Mehemet Ali von Ägypten und Sultan Mahmud, der Souverän des Osmanischen Reiches, sehr gut miteinander. Mehemet Ali dachte noch nicht daran, mit der Armee seines Sohnes Ibrahim das türkische Syrien zu erobern, im Gegenteil, er half dem Sultan, Morea zu besiegen und die Unabhängigkeitsbewegung Griechenlands zu bremsen.

Zu jener Zeit, als Mehemet Ali und Ibrahim doch schon ungeduldig in ihrem Paschalik saßen und auf die erste beste Gelegenheit warteten, das Jahrhunderte hindurch ertragene Vassallenverhältnis zur Hohen Pforte endlich gewaltsam lösen zu können, wohnte in Kairo ein reicher Mann namens Kamyk Pascha, ein geborener Ägypter, der Mathematik studiert hatte und in seiner Seele ein Osmane war. Seinem geschichtlichen Weitblick verdankte er nämlich die Einsicht, daß der türkische Sultan den europäischen Eroberungsgelüsten an der Levante entschlossener Widerstand leisten würde als sein ägyptischer



Ein Seemann wollte gutmachen, was General Bonaparte Angerichtet hatte, und schleppte den schwerverwundeten Kamyk Pascha durch den Kugelhagel in Sicherheit

Vasall Mehemet Ali. Im Jahr 1799, als Kamylyk Pascha, der aus einer Soldatenfamilie stammte, gerade 19 Jahre alt war, trat er in die Armee Djezzars ein. Für seinen Mut, den er im Kampf gegen Bonaparte und die Generale Kleber, Regnier, Lannes, Bon und Murat bewiesen hatte, wurde ihm damals der Titel Pascha verliehen. Am Ende der Schlacht von El Arisch wurde er mit der türkischen Einheit gefangen. Man hätte ihn wie so manchen anderen sofort wieder freigelassen, wenn er einen Revers unterschrieben hätte, wodurch er sich verpflichtet hätte, nicht mehr gegen die französische Armee zu kämpfen. Kamylyk Pascha verweigerte aber die Unterschrift. Bei der ersten Gelegenheit entfloh er aus dem Gefangenenlager und schloß sich wieder den Türken an.

Als Jaffa am 6. März 1799 übergeben wurde, befand er sich in dem Kontingent, dem in dem Kapitulationsvertrag freier Abzug zugesichert worden war. Als Bonaparte die 4000 Gefangenen an sich vorbeiziehen sah, entschloß er sich wieder anders. Wenn er die Gefangenen behielt, konnte er sie nicht verpflegen, würde er sie laufenlassen, dann käme dem Pascha von Akka eine willkommene Verstärkung zu. Der General zögerte nicht lange und gab seinen Soldaten Befehl, das Feuer zu eröffnen.

Im Kugelhagel rannten die Gefangenen über den Strand von Jaffa. Die meisten wurden getroffen oder blieben schwer verwundet auf der Strecke, nur wenige konnten sich vor den schießwütigen Franzosen retten. Unter ihnen war Kamylyk Pascha. Zwar hatten ihn mehrere Kugeln erwischt, aber er konnte sich in Deckung schleppen. Dort fanden ihn ein paar französische Zivilisten, Seeleute, die nach Kräften gutzumachen versuchten, was ihre uniformierten Landsleute angerichtet hatten. Ein Handelsschiffer trug den schwer angeschlagenen Kamylyk Pascha unter Lebensgefahr davon und pflegte ihn in einem sicheren Winkel wieder gesund. Drei Monate später war der Verwundete wieder genesen, und er beschloß, diesen Liebesdienst des Franzosen niemals zu vergessen.

Bonaparte gelang es zwar noch, eine türkische Einheit am Berg Tabor vernichtend zu schlagen, da rückten aber auch schon die Türken unter dem Kommando von Abdallah, dem Pascha von Damaskus, über den Jordan vor, und von der Seeseite wurde er von der Flotte Sydney Smith' bedroht. Akka war durch 12000 Türken verstärkt und damit uneinnehm-

bar geworden. Als auch noch die Pest Bonapartes Armee zu dezimieren begann, brach die französische Armee die Belagerung Akkas ab.

Kamylk Pascha konnte sich bald gefahrlos in Syrien niederlassen. Die Rückkehr nach Ägypten wagte er nicht, denn sein Eintreten für die Türken war dort noch in frischer Erinnerung. Mehemet Ali hatte mit Hilfe der Mamelucken die Hohe Pforte so sehr unter Druck gesetzt, daß sie ihn als Vizekönig von Ägypten akzeptierte. Nachdem Kamylk Paschas Beschützer Djezzar gestorben war und die Kriegswirren in Kairo fast vergessen waren, kehrte er sorglos an den Nil zurück.

Inzwischen hatten sich im Haus Kamylk Paschas so viele Hinterlassenschaften angesammelt, daß er fast über Nacht zu einem der reichsten Männer Ägyptens aufstieg und seinerseits nach einem Erben Ausschau halten mußte; er war zwar erst 27 Jahre alt, da er aber nicht übel Lust hatte, bald wieder seine militärischen Talente zu erproben, mußte er auch für eine gesicherte Erbfolge sorgen.

Direkte Nachkommen besaß er nicht. Den Gedanken einer Heirat wies er stets und entrüstet von sich. Der nächste Verwandte war ein Vetter namens Murad, der 6 Jahre jünger war und die politischen Ansichten des türkenfreundlichen Kamylk Pascha in keiner Weise teilte. Murad war nahezu mittellos und deshalb an dem Vermögen seines Vetters interessiert; um sich aber als Erbe einsetzen zu lassen, hätte er sich mit Kamylk Pascha aussöhnen müssen, was seinen politischen Anschauungen zuwiderlief.

Die Zeit von 1806 bis 1824 verlief in Ägypten indessen politisch ziemlich ruhig. Nachdem Mehemet Ali 1811 seine gesamte aufrührerische Mamelucken-Garde hatte hinschlachten lassen, lebten die Untertanen des Vizekönigs ruhig und sorglos. Murad hatte sich inzwischen am Hof des Vizekönigs hochgedienert und versuchte dort, seinen Vetter als Türkenknecht und zersetzendes Element anzuschwärzen. Er legte den Sicherheitsbehörden des Vizekönigs sogar nahe, Kamylk Pascha überwachen zu lassen.

Der reiche Vetter erfuhr zwar von den Intrigen Murads, aber er maß ihnen keine Bedeutung bei. In Kairo lebte er einsam und zurückgezogen, die meiste Zeit verbrachte er auf seinem Schiff, das unter dem Kommando des um fünf Jahre jüngeren Kapitäns Zo die sieben Weltmeere durchkreuzte. Meist

hielt er sich fernab von Europa, so daß er bis dahin keine Gelegenheit gefunden hatte, seinen Retter, den französischen Seemann, in seiner Heimat aufzusuchen und zu belohnen.

Vom Jahr 1812 an begann Kamylyk Pascha zu ahnen, daß er in Kairo von den Agenten des Vizekönigs beschattet wurde. Auch verbot man ihm mehrmals, aus Ägypten auszureisen, als er seine Ausflüge wie gewöhnlich anmeldete. Vetter Murad, den er als Spiritus rector dieser Intrigen vermutete, heiratete im Jahr 1823 ein Fellachenmädchen, da er trotz seiner Beziehungen zum Hof in den besseren Familien Kairo nicht Fuß fassen konnte. Diese Mesalliance verdroß ihn hinterher fürchterlich und steigerte seinen Haß gegen den reichen und ledigen Kamylyk Pascha.

Als Griechenland 1824 gegen Sultan Mahmud rebellierte und Mehemet Alis Sohn mit einer Flotte von 120 Einheiten nach Morea absegelte, um zum Kampf gegen die Aufständischen an Land zu gehen, glaubte Kamylyk Pascha, seine große Stunde als Krieger sei gekommen. Aber sein lang ersehnter Gestellungsbefehl ließ auf sich warten. Ibrahimis Armee wies seine Freiwilligenmeldung ab, auch das türkische Offizierskorps hatte angeblich keine Planstelle für ihn frei. In banger Erwartung nahm Kamylyk Pascha alle Nachrichten von den Kämpfen zwischen den aufständischen Griechen und der vereinigten türkisch-ägyptischen Streitmacht auf. Als 1827 die Meldung eintraf, die osmanische Flotte sei bei Navarino von der alliierten englischen, französischen und russischen Seemacht vernichtend geschlagen worden, war der Zwangszivilist Kamylyk Pascha der Verzweiflung nahe.

Die nächste Hiobsbotschaft für ihn war die Geburtsanzeige eines Sohnes seines Vetters Murad, der 1829 auf die Welt kam. Kamylyk Pascha wußte, daß Murad nun alles daransetzen würde, wenigstens für seinen Sohn Kamylyks Riesenvermögen sicherzustellen, und er rechnete sogar damit, daß Murad notfalls seine guten Beziehungen zum Vizekönig ausnützen würde, um die Schätze des Junggesellen an sich zu bringen. Kamylyk Pascha beriet sich in aller Eile mit ausländischen Freunden in Alexandria, die sich erboten, sein Vermögen, größtenteils aus Diamanten und Edelsteinen bestehend, in drei Weinfässern verpackt heimlich außer Landes zu schaffen. Die Fässer wurden an Bord einer neapolitanischen Speronare verstaut und über Latakia nach Aleppo transpor-

tiert, wo Kamyk Pascha inzwischen auf einem anderen Weg eingetroffen war. In Syrien, das damals von seinem alten Armeegeneral Abdallah und jetzigem Pascha von Akka verwaltet wurde, hatte er die Nachstellungen seines Veters und der ägyptischen Geheimpolizei nicht zu fürchten.

Kamyk Pascha hatte sich kaum ein Jahr in Aleppo niedergelassen, da brach Mehemet Ali alle Beziehungen zur Hohen Pforte ab, und unzählige ägyptische Fellachen suchten in Syrien Schutz vor den Truppen des Vizekönigs, der daraufhin die Auslieferung dieser Bauern verlangte. Der Pascha von Akka verweigerte sie prompt.

Jetzt wandte sich Mehemet Ali direkt an Sultan Mahmud und verlangte die Ermächtigung, Abdallah mit Waffengewalt zur Herausgabe der Fellachen zu zwingen. Der Sultan zögerte zunächst, seine Zustimmung zu geben, da die Fellachen seiner Meinung nach türkische Untertanen seien, aber dann ließ er die Ägypter doch in Syrien einmarschieren, weil er bei der Revolte des Paschas von Skutari die Unterstützung des Vizekönigs, zumindest aber seine strikte Neutralität, brauchte. Eine Gnadenfrist war Kamyk Pascha bis zum Einmarsch der Ägypter noch gegönnt; in den Häfen der Levante wütete die Cholera, so daß sich die 32 000 Mann Ibrahims vorläufig nicht einschiffen konnten.

Kamyk Pascha verbrachte die Zeit mit Grübeln. Er war jetzt 51 Jahre alt und auch im Herzen beileibe kein Jüngling mehr. Aber noch immer war ihm seine wohlverdiente Ruhe nicht gegönnt, noch immer konnte er sich nicht auf seinen Reichtümern ausruhen. Im Augenblick bedrohten die Ägypter zwar nur den Pascha von Akka, aber wer konnte wissen, ob Ibrahim im Siegesrausch nicht auch noch Aleppo, vielleicht ganz Syrien und zuletzt das Osmanische Reich einnehmen würde. Dann wäre sein Vermögen, wenn auch nicht sein Leben, ein für allemal verloren.

Kamyk Pascha ließ seinen Kapitän Zo kommen und setzte ihm die Lage auseinander. Beide kamen zu dem Schluß, daß die Fässer mit den Diamanten an einem sicheren Ort außerhalb des Osmanischen Reiches versteckt werden mußten. Zo nahm die Vorbereitungen in die Hand, kaufte eine Schunerbrigg, heuerte aus zuverlässigen Seeleuten aller Nationalitäten eine vertrauenswürdige Besatzung an und ließ die Fässer an Bord bringen. Am 13. April war die Schunerbrigg seeklar.

Um kein Aufsehen zu erregen, ging Kamylyk Pascha erst im letzten Augenblick an Bord.

Monat um Monat durchpflügte die Schunerbrigg das Meer. Die Mannschaft wußte, daß sie über Kurs und Ziel der Fahrt keine Fragen zu stellen hatte. Proviant für mehrere Jahre war an Bord, wenn frisches Wasser aufgenommen werden mußte, ließ der Kapitän immer an unbekanntem Küsten an Land gehen. Er und Kamylyk Pascha hatten nur ein Ziel: bald eine unbekannte Insel zu finden, auf der die Schätze des Paschas ungesehen vergraben werden konnten. Mehrmals schon war Kamylyk Pascha drauf und dran, die Fässer mit den Diamanten einfach über Bord gehen zu lassen und sein Vermögen damit endgültig und unwiederbringlich seiner Verfügung, aber auch der Habgier seines Vetters zu entziehen. Doch nach über einem Jahr der Kreuzfahrt tauchte ein Eiland aus dem abendlichen Dunst auf, und am nächsten Morgen hielt die Schunerbrigg direkt darauf zu.

3

Eine sanfte Morgenbrise kam aus Nordosten. Kamylyk Pascha beobachtete die Manöver seiner Mannschaft vom Achterkastell aus; der Oberbootsmann stand am Bug und ließ das Lot in das Wasser gleiten, während der Kapitän in Sichtweite stand, um dem Rudergänger sofort das Kommando geben zu können, falls der Oberbootsmann Untiefen anzeigen sollte.

Bald trieb die Schunerbrigg nur noch eine Seemeile von dem Felseneiland entfernt. Es war nun in seiner ganzen Ausdehnung zu übersehen: 300 m lang, 100 bis 150 m breit und ungefähr 50 m hoch. Seine Oberfläche war ziemlich regelmäßig gewölbt, so daß die kleine Insel wie eine Auster oder wie der Panzer einer Schildkröte aussah. Der Boden war vollkommen kahl. Selbst den Engländern mußte diese Klippe zu trostlos und strategisch zu unwichtig erschienen sein, sonst hätten sie längst einen Stützpunkt angelegt.

Der Kapitän ließ ein Segel nach dem anderen bergen, eine Kabellänge vor dem Eiland gab er Befehl zum Ankerwerfen. Der Anker polterte vom Kranbalken, knirschend und

rasselnd fuhr die Kette durch die Klüsen, bis sie bei 20 Faden Tiefe erschlaffte. Die Schunerbrigg hätte gefahrlos bis an das Ufer heranfahren können. Während der erste Steuermann die restlichen Segel einziehen ließ, trat Kapitän Zo an Kamyk Pascha heran:

»Soll ich das Großboot klaren, Exzellenz?«

»Jetzt brauchen wir nur die Jolle. Wir beide gehen zuerst an Land.«

Als die Jolle zu Wasser gelassen war, nahm Kamyk Pascha am Heck Platz, während sich der Kapitän an die Riemen setzte. Nach wenigen Ruderschlägen stieß die Jolle in einer kleinen Bucht an Land, der Kapitän warf den Dregganker in den Sand, unterdessen nahm Kamyk Pascha mit festen Schritten Besitz von der Insel.

Doch Seine Exzellenz hielt weder die übliche Flaggenparade ab noch ließ er eine Kanonensalve abfeuern. Es war auch nicht üblich, daß ein Privatmann sich einen neuen Besitz mit Pauken und Trompeten einverleibte, im Zeitalter der anrollenden sozialen Bewegungen waren die Besitzenden allmählich etwas diskreter geworden.

Beim Landen hatten die beiden Männer gesehen, daß die Uferfelsen nicht auf sandigem Untergrund ruhten, sondern unmittelbar in einem Winkel von 30 bis 60° aus dem Meer aufstiegen, so daß die Annahme berechtigt schien, das Eiland sei infolge eines Seebebens entstanden. Auf ihrem Rundgang längs des Ufers trafen Kamyk Pascha und Kapitän Zo keinerlei Vegetation an, nicht einmal eine Spur von Algen und Flechten war in den Felsritzen vorhanden. Nur Seevogelguano erinnerte daran, daß Lebewesen etwas mehr als nur einen Fuß auf diesen einsamen Felsen inmitten der See gesetzt hatten. Auch als die Männer die erhöhte Mitte des Eilands bestiegen, fanden sie nur den nackten, unverwitterten Fels mit seinen unberührten kristallinen Ausbildungen. In wenigen Augenblicken hatten sie den Gipfel des Eilands erreicht. Außer der Schunerbrigg war in weitem Umkreis nichts zu sehen, weder ein Segel noch Land. Nur das Meer glitzerte unter den Strahlen der Morgensonne.

»Kennst du die Position wirklich ganz genau?« fragte Kamyk Pascha.

»Auf die Sekunde. Aber zu aller Sicherheit will ich das Besteck noch einmal machen.«

»Das möchte ich dir auch raten. Wieso ist die Insel auf keiner einzigen Karte eingetragen?«

»Weil sie erst seit kurzem existiert. Uns kann das nur recht sein. Nur wir kennen ihre Position und können sie jederzeit wieder anlaufen.«

»Wenn nur Murad die Insel nicht findet! Wer weiß, vielleicht hat er schon in Aleppo mein Haus durchwühlt. Wir wollen uns beeilen, Kapitän, unser Schiff soll nicht zu lange in der Nähe des Eilands sichtbar sein. Du sagst, keiner der Männer weiß, wo wir hier sind?«

»Kein einziger, Exzellenz.«

Die beiden Herren gingen zur Landungsstelle ihrer Jolle hinunter. Bevor sie einstiegen, fragte der Kapitän: »Wollen Seine Exzellenz jetzt wieder nach Syrien zurück?«

»Noch nicht, Kapitän. Zuerst muß ich wissen, ob Ibrahims Truppen aus der Provinz wieder abgezogen sind, und ob Sultan Mahmud wieder Ordnung und Sauberkeit hat einziehen lassen.«

»Sie rechnen also nicht damit, daß der ägyptische Vizekönig Syrien eines Tages kurzerhand annektiert?«

»Beim Barte des Propheten, nein, Kapitän!« Das erste Mal seit langer Zeit wurde Kamyk Pascha lebendig. »Für eine begrenzte Zeit mag Syrien von Mehemet Ali besetzt bleiben, die Taten Allahs sind unerforschlich. Aber daß Syrien dauernd ohne die gütige Herrscherhand Mahmuds leben soll, das kann selbst Allah nicht zulassen!«

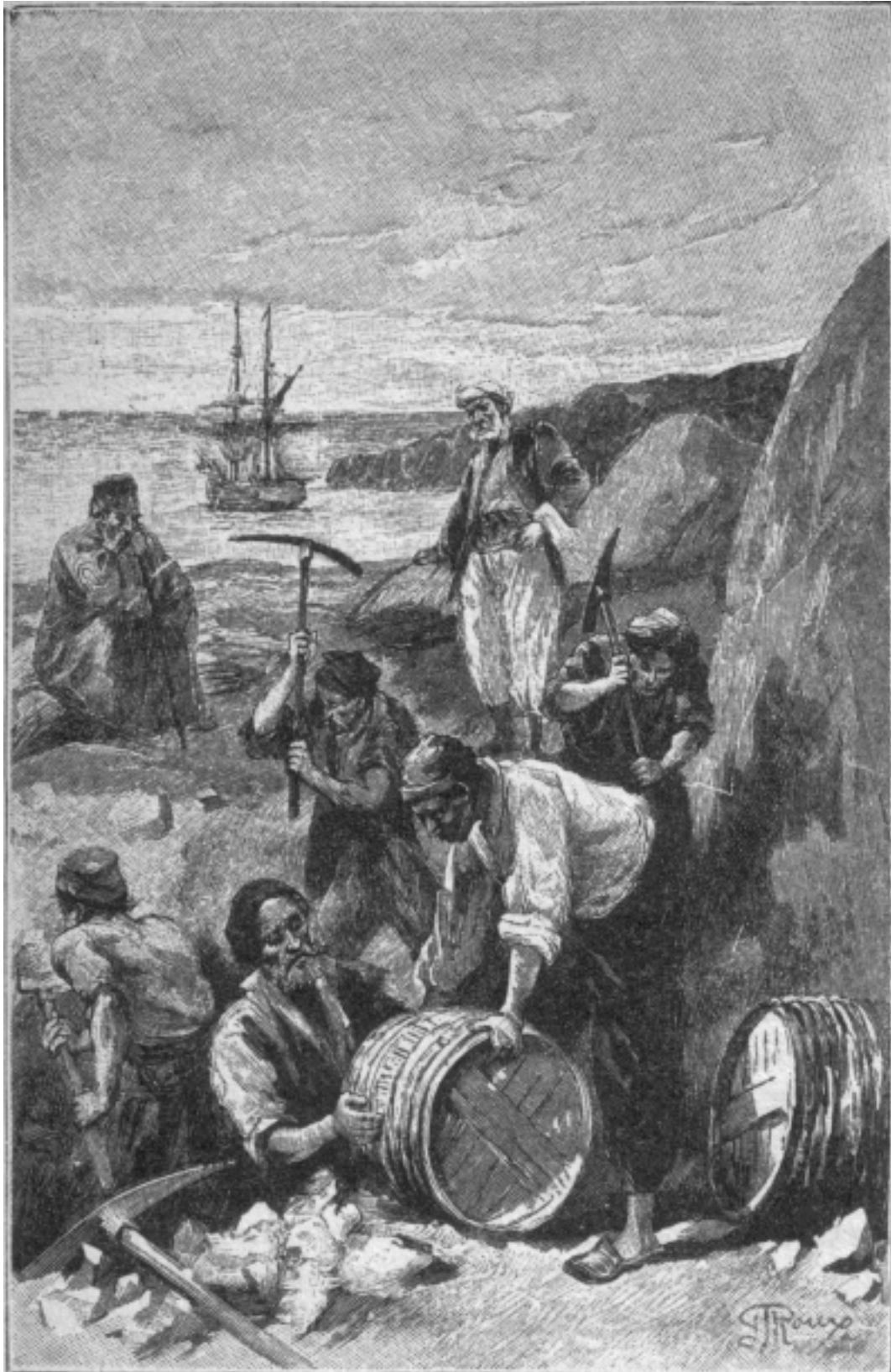
»Wo wollen Sie sich niederlassen, wenn wir von hier wieder abgesegelt sind?«

»Nirgends will ich bleiben! Mein Vermögen wird gleich in Sicherheit sein, und wir werden weiterhin rastlos auf den Meeren kreuzen.«

»Zu Befehl, Exzellenz. Aber sollten wir den Männern nicht einmal einen Landurlaub gönnen?«

»Nein, Kapitän. Die Braut des Seemanns ist und bleibt die See.«

Zurück an Bord, ließ der Kapitän einen Sextanten bringen, las den Sonnenstand ab und zog sich zur Berechnung der Position in seine Kajüte zurück. Die Seeleute machten unterdessen die Schaluppe klar und hievten die drei Fässer an Deck, die sie dann zusammen mit Werkzeug, Pickeln und einer Ladung Zement im Beiboot verstauten.



Mit abwesendem Gesichtsausdruck hockte Kamyk Pascha auf einem Stein, während seine Männer die schweren Fässer mit Gold und Diamanten in der Grube versenkten.

Gegen 10 h schifften sich Kamyk Pascha, der Kapitän, der Oberbootsmann und sechs Matrosen an Bord der Schaluppe ein. Mit ein paar Ruderschlägen erreichten sie das Eiland. Als der Kapitän eine vor dem Seegang geschützte Stelle unterhalb eines Felsblocks gefunden hatte, ließ er die Fässer und das Werkzeug an Ort und Stelle bringen.

Mit ihren Spitzhauen begannen die Männer, den Fels zu bearbeiten. Das Quarzgestein war so hart, daß sie zwei Stunden lang schuften mußten, bis sie eine Vertiefung von 2 m Länge und gleicher Breite ausgehoben hatten. Die herausgehauenen Quarzstücke schichteten sie daneben auf, um sie später als Füllmaterial wieder zu gebrauchen.

Dann wurden die schweren Fässer sorgsam in die Grube hinuntergelassen. Kamyk Pascha sah den Arbeiten mit abwesendem Gesicht zu. Der Kapitän erwartete jeden Moment, daß Seine Exzellenz das Unternehmen wieder abblasen und befehlen würde, die Fässer zurück an Bord zu bringen. Aber Kamyk Pascha rührte sich nicht. Die Zwischenräume zwischen den Fässern wurden mit Bruchstein ausgefüllt, den man mit Zement vermengte. Auf diese Weise wurde der Tresor verschlossen und mit den übriggebliebenen Quarzsteinen getarnt.

Da die Lage des Panzerschranks doch noch erkennbar sein mußte, meißelte der Oberbootsmann ein Zeichen in die Felswand hinter der zugeschütteten Grube:

KK

Es war das Monogramm Seiner Exzellenz, der Anfangs- und Endbuchstabe seines Namens, so wie alle Ägypter gewöhnlich unterschreiben.

Der Oberbootsmann winkte seine Leute herbei und ruderte mit ihnen zur Schunerbrigg zurück, während der Kapitän und sein Herr auf der Insel zurückblieben. Wenig später wurden auch sie an Bord der Schunerbrigg zurückgebracht.

Inzwischen war es fast Mittag geworden. Der Kapitän legte nochmals den Sextanten an, gerade als die Sonne durch den Meridian ging, und erhielt auf diese Weise die genaue Längen- und Breitenlage der Insel. Eine Abweichung von mehr als +1000 m war nicht möglich. Kapitän Zo wollte sich gerade wieder an Deck begeben, nachdem er seine Berechnungen fertiggestellt hatte, als Kamyk Pascha die Tür der Kajüte öffnete.

»Gib mir das Blatt«, sagte er zum Kapitän, der ihm das Papier

übergab. Kamylyk Pascha las die Ziffern eingehend durch, als wollte er sie auswendig lernen.

»Verwahre dieses Blatt sorgfältig«, sagte er zu Kapitän Zo. »Hast du das Logbuch bei der Hand?«

»Hier ist das Fahrtjournal.«

»Da es um keinen Preis der Welt jemandem in die Hände fallen darf, wirst du es auf der Stelle vernichten.«

Stumm zerriß der Kapitän sein Logbuch, das er so liebevoll geführt hatte, in kleine Fetzen, die er an der Flamme der Kajütenlampe entzündete. Dann kletterten die beiden Männer an Deck.

Gegen 17 Uhr schoben sich Wolken über den westlichen Horizont. Das zerstreute und gebrochene Sonnenlicht ließ das Meer bald in seltsam goldener Färbung aufleuchten.

»Exzellenz«, sagte der Kapitän, »wir bekommen eine kräftige Brise, wenn nicht gar Sturm. Mir wäre lieber, wenn wir bis dahin ein paar Seemeilen weiter draußen segelten.«

»Wenn du meinst, du müßtest die Lage der Insel nicht noch einmal aufnehmen, können wir absegeln.«

»Ich lasse sofort die Anker lichten.«

Zwei Mann drehten das Gangspill, der Anker löste sich aus dem Grund und blieb schaukelnd am Kranbalken hängen. Ein Segel nach dem anderen wurde gesetzt, Minuten später fuhr die Schunerbrigg mit Kurs Westnordwest davon.

Kamylyk Pascha stand aufrecht am Achterdeck und schaute zu dem Eiland zurück, das nur noch in seinen Konturen zu erkennen war und bald im abendlichen Dunst verschwand. Aber die Zahlen mit der Positionsangabe dieses Felsens waren ihm geblieben, und damit der Schlüssel für einen Tresor, in dem Diamanten, Gold und Edelsteine im Wert von 100 Millionen Franc eingeschlossen waren.

4

»Kreuzverfluchter Breitengrad!« brüllte Meister Antifer und fegte einen nach der Mercator-Projektion gezeichneten Weltatlas vom Tisch. Das Blatt mit der Weltkarte war von so vielen Zirkelstichen durchlöchert, daß man den Kaffee durch die-

ses Papier hätte filtern können. Nach dem Atlas segelte ein vergilbtes Stück Pergament zu Boden, auf dem in altmodischen Buchstaben geschrieben stand:

»Mein Sohn Pierre-Servan-Malo Antifer soll die Angabe 24° 59' nördlicher Breite niemals vergessen.«

Der Blick des wutschnaubenden Sohnes Antifer fiel auf das Schriftstück. Er riß sich die halbzerbissene Pfeife aus dem Mund und rief:

»Mit allen Wurzeln und Quersummen kenne ich diese verdammte Zahl! Allen meinen Taufpaten würde ich christliche Abbitte leisten, wenn ich nur endlich wüßte, was ich mit dieser Zahl anfangen soll!«

Mit diesen Worten trat er gegen den Kaminsims, daß eine große Muschel zu Bruch ging. Die Brust des Seemanns bebte wie ein Windsack bei Sturm, wie bei Sturm schien sich Meister Antifer auch zu fühlen, denn er drehte ein Stück Pappe blitzschnell zu einem Megaphon zusammen und rief markerschütternd:

»Nanon! Enogate!«

Die beiden Angesprochenen sprangen von ihren Stühlen auf. Die eine war gerade am Stricken, die andere am Bügeln.

Einen Augenblick später standen sie Meister Antifer gegenüber. Nanon Le Goât, die Ältere, hielt ihr dampfendes Bügeleisen in der Hand, Enogate, ihre Tochter, kratzte sich mit den Stricknadeln hinterm Ohr.

»Was ist denn, mein Brüderchen Antifer?« fragte Nanon.

»Die Breite hab ich! Aber ihren Sinn verstehe ich nicht!«

»Hat es vielleicht Sinn, Onkel Antifer«, sagte Enogate, »wenn du unser schönes Wohnzimmer so verschandelst, wo ich es erst heute früh aufgeräumt und ausgekehrt habe?«

Während sie den Atlas aufhob, entdeckte Nanon die Muschelscherben am Boden.

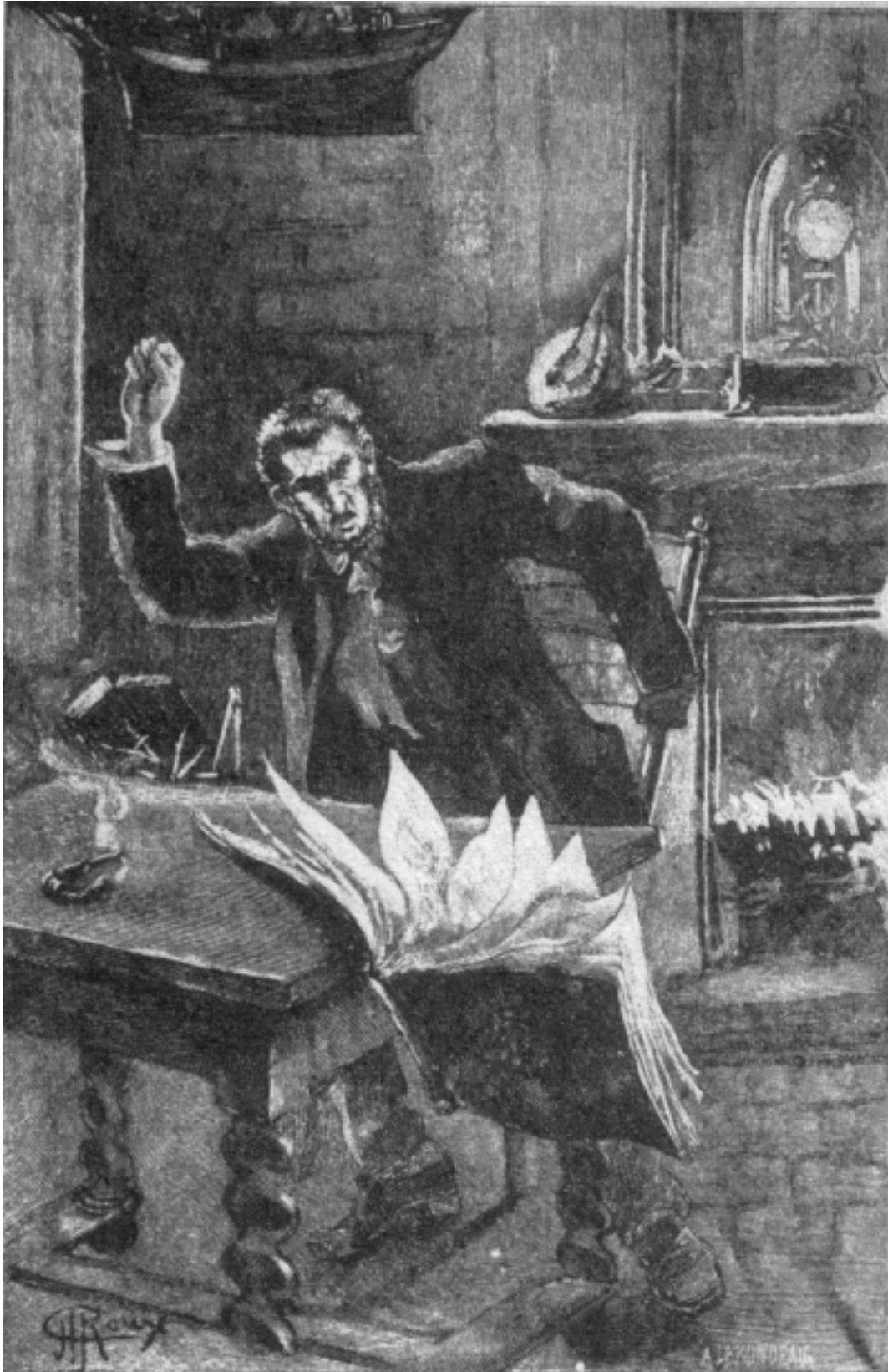
»Warst du das, Pierre-Servan-Malo?«

»Nein, mein Fuß.«

»Das war nicht nett von ihm. Weißt du, daß unser Bruder selig uns diese Muschel geschenkt hat?«

»Mein Vetter Juhel wird sicher furchtbar schimpfen, wenn er die Bescherung sieht«, sagte Enogate.

»Dein Vetter Juhel wird überhaupt nichts«, rief Meister Antifer, »sonst streiche ich sein Taschengeld. Wo steckt der Kerl überhaupt?«



***»Kreuzverfluchter Breitengrad!« brüllte Meister Antifer
und fegte einen nach der Mercator-Projektion
gezeichneten Weltatlas vom Tisch.***

»Er ist in Nantes, Onkel Pierre«, antwortete Enogate.

»Ja, in Nantes. Was hat er dort eigentlich zu scharfen?«

»Du hast ihn doch selber dorthin geschickt von wegen der Prüfung zum Überseekapitänspatent.«

»Jetzt erinnere ich mich. Wieso aber Überseekapitän, wo ich Küstenschiffer bin?«

»Du hast ihm doch selbst dazu geraten«, sagte Nanon vorsichtig.

»Was, ich? Und wenn schon. Er fällt ja durch die Prüfung.«

»Nein.«

»Er kann die Prüfung nicht bestehen, weil die heutigen Prüfer ausgemachte Spitzbuben, Vandalen der Hydrographie, Banausen der nautischen Wissenschaften sind!«

In Wahrheit war Meister Antifer fest davon überzeugt, daß Juhel, der sein Neffe und als Waisenkind in seinem Haus aufgewachsen war, das Kapitänspatent mit nach Hause bringen würde. Juhel hatte sich vom Schiffsjungen an auf den Schiffen der Reederei le Baillif hinaufgedient und war schon drei Jahre lang als Deckoffizier zur See gefahren. Die hübsche Enogate war aber noch mehr an einem erfolgreichen Verlauf der Prüfung interessiert, denn Juhel hatte ihr versprochen, sie bald nach Erwerb seines Patents zu heiraten.

Während Nanon und Enogate die Wohnstube aufräumten, stapfte Meister Antifer immer noch umher und verdrehte die Augen. Dabei fiel sein Blick auf das Wandbarometer, das trotz seines innern Tiefdrucks schönes Wetter anzeigte.

»Ist der Juhel immer noch nicht da?« fragte er die beiden Frauen.

»Nein, Onkel Pierre«, antwortete Enogate.

»Es ist schon 22 Uhr, sicher ist er wieder in den falschen Zug gestiegen.«

»Nein, Onkel Pierre.«

»Wenn du kleine Rotznase mir noch weiter widersprichst, laß ich Verstärkung holen. Los, bringt mir Tregomain her!«

Nanon und Enogate verließen sofort das große Granithaus zu St. Malo und traten auf die rue des Hautes-Salles. Meister Antifers Domizil lag so nahe an der Stadtmauer, daß man den Horizont von Grand-Bey, der Décolléspitze und dem Kap Fréhel bis zur Hafemole, der Mündung der Rance, dem Strand von Prieuré bei Dinard und der grauen Kathedrale von Saint-Servan erblicken konnte. Wenn Meister Antifer

sein Fernrohr durch eine seiner Dachluken schob und die Lage in der Umgebung sondierte, dachte er oft mit Wehmut daran, daß St. Malo, das alte Aaron, einstmals eine Insel war. Aber auch als Bewohner einer Halbinsel war er stolz auf seine Stadt, die Blüte Armorikas, des Meerlandes, aus der so berühmte Männer hervorgegangen waren wie Duguay-Trouin, der Schriftsteller Laménais, von dem Meister Antifer nicht mehr wußte, als daß er eben in St. Malo geboren und deshalb wie er ein Malouin war, und Chateaubriand, dessen letztes Werk er mit vieler Mühe durchgelesen hatte. Von seinem Dachfenster aus konnte er auch die Firma Le Baillif & Co. sehen, die Reederei, bei der er als Küstenfahrer beschäftigt gewesen war und von der er seine paar tausend Franc Rente bezog.

Inzwischen hatten Nanon und Enogate Antifers Freund Gildas Tregomain abgeholt und mit ins Haus gebracht. Tregomain war 51, fünf Jahre älter als Antifer, ebenfalls Junggeselle, pensionierter Schiffer und eingeborener Malouin. Damit erschöpften sich aber auch schon ihre Gemeinsamkeiten. Während Antifer auf Küstenfahrern und Handelsschiffen weit in der Welt herumgekommen war, hatte Gildas Tregomain den Ärmelkanal nur vom sicheren Boden bei Cancale oder bei Kap Fréhel gesehen. Als Sohn einer Witwe war er von allen Staatsdiensten befreit und durfte deshalb im Binnenland bleiben. Er war in der hübsch ausgemalten Kabine eines Lastkahns geboren und hatte dort auch den größten Teil seines Lebens verbracht. Mit der *Charmante Amélie*, deren Führer und späterer Besitzer er war, hatte er das Flößchen Rance befahren, von Dinard nach Dinan und dann nach Ploumangat, mit Wein, Kohlen oder Brettern, was man im Inland oder an der Küste gerade brauchte. Außer bei St. Malo hatte Tregomain noch nie das Meer gesehen, an keiner anderen Stelle der bretonischen Departements. Doch darüber grämte Gildas Tregomain sich nicht, denn er tröstete sich damit, daß auch ein einfacher Süßwasserschiffer ein Gott wohlgefälliger Mann sein konnte.

In einem Häuschen am Ende der rue de Toulouse mit Blick auf Rance und Meer wohnte Tregomain, ein Herkules der Côtes-du-Nord, mit 1 m breiten Schultern und Armen, die einem aktiven Füsilier als Schenkel wohl angestanden wären, und seine Hände hätten ihn sicherlich zu einem Kandidaten

der großen Leibgrenadiergarde gemacht. Da Tregomain grenzenlos sanftmütig war im Gegensatz zu seinem Freund Antifer, drückte er niemandem die Hand, sondern berührte sie nur flüchtig mit Daumen und Zeigefinger.

Sein Kopf entsprach seiner Statur vollkommen. Anders als der stachelhaarige Antifer trug er sein Haar gepflegt, und seine Zähne waren im Gegensatz zu den rauchgeschwärzten Stummeln des Freundes blendend weiß, nur unter den oberen Schneidezähnen gähnte ein schwarzes Loch. Unter dichten, roten Brauen träumten wäßrige Augen vor sich hin, die gar nicht in das wettergegerbte Gesicht paßten.

Nicht nur Meister Antifer sah Gildas Tregomain gern bei sich, auch Nanon war froh, wenn sein breiter Rücken Schutz vor der stürmenden Wut ihres temperamentvollen Bruders bot, und Enogate belohnte seine Sanftmut oft mit einem Kuß auf seine makellos glatte Stirn, die den Handbüchern der Physiognomik zufolge Zeichen eines unendlich ausgeglichenen Temperaments ist.

Gildas Tregomain war allzeit bereit, wenn man ihn rief, so krachten auch bald die Stufen in Antifers Haus, kaum daß die beiden Frauen weggegangen waren.

»Bist du auch schon da, Kapitän?« rief Meister Antifer seinem Freund entgegen.

»Ich bin sofort hierhergelaufen, als ich hörte, daß du mich sehen willst.«

»Gelaufen ist gut, mir scheint eher, du bist mit der *Charmante Amélie* hierhergefahren.«

Tregomain überhörte die Anspielung auf seinen geliebten, wenn auch nicht allzu schnellen Lastkahn geflissentlich, denn er hatte längst gemerkt, daß Meister Antifer ihm heute nicht die Zuckerseite zukehrte. Der bot ihm nur mit einer barschen Handbewegung Platz am großen Tisch in der Mitte des Wohnzimmers an. Der Binnenschiffer setzte sich wohlherzogen hin, stellte die Füße ordnungsgemäß auswärts und breitete zu aller Vorsicht ein riesiges, rot und blau geblühtes Baumwolltaschentuch mit gestickten Ankern an den Ecken auf seinen Knien aus. Für Meister Antifer war dieses Schnupftuch eine Herausforderung, da er einem Flußfrachtschiffer nie und nimmer zugestehen wollte, einen echten Hochseeanker im Wappen zu führen. Er wußte schon, wie er sich dafür rächen konnte.

»Du willst doch sicher einen Cognac, Käptn«, sagte er und stellte die Flasche mit zwei Gläsern auf den Tisch.

»Weißt du denn immer noch nicht, daß ich dieses abscheuliche Zeugs nie und nimmer anrühre?« antwortete Tregomain.

Meister Antifer tat, als hätte er nicht gehört, und schenkte beide Gläser randvoll. Wortlos trank er zuerst sein eigenes, dann das Glas Tregomains aus.

»Nachdem wir uns die Zungen gelöst haben«, sagte er zu seinem Freund, »wollen wir ein bißchen Garn miteinander spinnen.«

»Heutzutage gibt es doch nichts mehr zu erzählen«, meinte Tregomain, obwohl er ganz genau wußte, worauf sein Freund hinauswollte.

»Ach Gildas, du kennst doch mein Thema.«

»Ja, dein Thema . . .«

»Acht Jahre ist mein Vater Thomas Antifer selig schon tot, und acht Jahre lang verfolgt mich diese Geschichte, die er mir hinterlassen hat.«

»An deiner Stelle hätte ich sie längst vergessen.«

»Das kann ich doch meinem toten Vater nicht antun. Noch auf dem Sterbebett hat er mir seine Geschichte eröffnet und mir warm ans Herz gelegt.«

»Wenn er sie doch nur fertigerzählt hätte!«

»Ich fürchte, Gildas Tregomain, ich werde mich ebenso unverrichteterdinge ins Grab niederlegen lassen müssen, da ich ohnehin bald an Verzweiflung sterbe.«

Die beiden Freunde hatten diese Geschichte schon seit acht Jahren wieder und wieder durchgekaut. Mit dem Sterben des alten Thomas Antifer hatte sie begonnen, und ein Ende war nicht abzusehen. Pierre-Servan-Malos Vater erkrankte im Jahre 1854 so schwer, daß er sein Ende kommen fühlte. Wenige Tage vor seinem Tod bat er seinen einzigen Sohn zu sich und vertraute ihm ein Geheimnis an, das er sein Leben lang gehütet hatte:

Vor 55 Jahren, im Jahre 1799, war Thomas Antifer an der Küste Palästinas gelandet und hatte zufällig miterlebt, wie Bonaparte am Strand von Jaffa Tausende von Kriegsgefangenen über den Haufen schießen ließ. Es gelang Antifer, einen schwerverwundeten Mann aus dem Kugelhagel zu retten und auf sein Schiff zu bringen, wo er ihn gesund pflegte. Der Gerettete, ein Ägypter namens Kamylyk Pascha, ging bald da-

nach von Bord und versprach, sich bei seinem Lebensretter gelegentlich zu bedanken.

Thomas Antifer hätte diese Episode bestimmt mit ins Grab genommen, wäre ihm nicht 1842 ein merkwürdiger französisch geschriebener Brief zugegangen. Das Schreiben war in Ägypten abgestempelt.

»Sehr geehrter Herr Kapitän Thomas Antifer, schreiben Sie bitte die Angabe: 24° 59' nördlicher Breite in Ihr Notizbuch, die entsprechende Längenangabe werden Sie noch beizeiten erfahren. An Hand der vollständigen Positionsangabe werden Sie eine bestimmte Menge von Gold, Diamanten und Edelsteinen finden können, die als kleiner Dank für Ihre Hilfe am Strand von Jaffa gedacht sind.«

KK

Thomas Antifer war außer sich vor Freude, daß sich jener Ägypter seiner noch erinnerte. Über 40 Jahre hatte er nichts von sich hören lassen, doch der Seemann wunderte sich nicht darüber, denn er wußte, daß der Vordere Orient erst mit dem Vertrag von London von 1840 etwas zur Ruhe gekommen war. Geduldig wartete er Jahr um Jahr auf die fehlende Längenangabe, ohne einer Menschenseele etwas von seinem Geheimnis zu erzählen. Erst als es mit ihm ans Sterben ging, vertraute er sich seinem Sohn Pierre-Servan-Malo an und übergab ihm den Brief Kamyk Paschas.

Meister Antifer junior träumte von Stund an nur noch von den Millionen des Ägypters, der in seiner Vorstellung ein Nabob aus Tausendundeiner Nacht war. Ein Jahr nach dem Tod seines Vaters ging er in Alexandria an Land und erkundigte sich überall nach Kamyk Pascha. Dort kannte man ihn zwar, hatte ihn aber seit 20 Jahren nicht mehr gesehen. Meister Antifer war tief enttäuscht, tröstete sich aber dann mit dem Gedanken, daß der Ägypter zumindest im Jahre 1842 noch am Leben gewesen sein mußte. Wahrscheinlich würde er einen Kurier mit der erwarteten Längenangabe nach St. Malo schicken; Meister Antifer beeilte sich deshalb, in seine Heimatstadt zurückzukehren. 1857 ließ er sich in den Ruhestand versetzen, damit ihn der Bote Kamyk Paschas jederzeit zu Hause antreffen konnte.

Das geruhsame Leben inmitten seiner Familie bekam Meister Antifer auf die Dauer überhaupt nicht gut. Er lebte und schlief mit seinen 24° 59', und in seinem Kopf wirbelten die

Längenangaben herum. Eines Tages ging sein sprunghaftes Temperament mit ihm durch. Er verriet das Geheimnis, zuerst seiner Schwester, dann seiner Nichte, seinem Neffen und schließlich Gildas Tregomain. Bald wurde in der ganzen Stadt darüber geredet, dann in Dinard, die Rance hinauf und hinunter, schon Tage später wußte man in allen Häfen der Côtes-du-Nord, daß Meister Antifer aus St. Malo in unabsehbarer Zeit Erbe eines Millionenvermögens würde. Der ungeduldige Seemann war bald am Rande seiner Beherrschung. Jedesmal, wenn jemand an seine Haustür klopfte, schlug ihm das Herz bis zum Hals, aber jedesmal war die Enttäuschung übergroß, wenn nur eine Kaffee Freundin seiner Schwester oder der Milchmann vor der Tür stand.

Aber die Hoffnung auf das Riesenvermögen hatte sich nun einmal in Meister Antifers Dickschädel festgesetzt und ließ sich nicht mehr austreiben. Seine Familie versuchte immer wieder, ihn im Interesse des häuslichen Friedens davon zu überzeugen, daß der Brief des Ägypters eine ganz gewöhnliche Fälschung sei; aber Meister Antifer blieb hart, er fühlte die Diamanten des Prinzen aus dem Morgenland schon in seinen Taschen; das gute Zureden seines Freundes Gildas Tregomain tat er als einfältiges Binnenschiffergefasel ab.

5

»Hast du überhaupt noch behalten«, rief Meister Antifer, »was ich dir über Längen- und Breitengrade beigebracht habe? Aber was braucht ein ausgedienter Bachadmiral wie du auch über den Stand von Sonne, Mond und Sternen Bescheid zu wissen!«

Gildas Tregomain lächelte nur gütig vor sich hin und betrachtete liebevoll die Muster seines unvergleichlichen Schnupftuches.

»Hörst du mir überhaupt zu, Lastesel?«

»Ei freilich.«

»Weißt du eigentlich, wovon ich die ganze Zeit rede?« »Von den Längengraden, von denen es etwa 360 gibt, das heißt 21 600 Bogenminuten oder besser gesagt, 1 296 000 Sekunden.«

»Ist dir auch klar, daß ein Bogen von 15° einer Stunde entspricht, einer von 15' einer Minute und einer von 15" einer Sekunde?«

»Davon träume ich schon.«

»So ist's recht. Du kannst mir also folgen: ich habe eine Breite von 24° 59' nördlich des Äquators. Wenn ich jetzt mit dem Finger diese Parallele entlangfahre, streife ich irgendwo genau den Punkt, an dem meine Millionen vergraben liegen.«

»An deiner Stelle würde ich geduldig warten, bis man dir den fehlenden Längengrad bringt.«

»Könntest du in meiner Lage einfach so warten, Tregomain? Sag mal, was fließt eigentlich in deinen Adern?«

»Himbeersirup.«

»Bei mir Quecksilber, mit Salpeter vermischt. Ich finde keine Ruhe mehr. Ich verschleibe mich langsam von innen heraus, Tregomain!«

»Du wirst dich schon wieder fangen.«

»Ich mich fangen? Wir haben jetzt anno 62, 54 ist mein Vater gestorben, und 42 hat er den Brief bekommen. Seit 20 Jahren wartet man in diesem Haus auf die Lösung des Rätsels. 20 Jahre, schon eine ganze Generation.«

»Höchste Zeit, damit aufzuhören«, sagte Gildas Tregomain, »komm, gib den Brief her, wir verbrennen ihn zusammen.«

»Wahnsinniger! Untersteh dich, mir noch einmal mit diesem Blödsinn zu kommen!«

»Ich untersteh mich nicht mehr.«

»Und wenn ich in einem Wutanfall darangehen sollte, das Dokument zu zerreißen, was wirst du dann tun?«

»Ich werde mich auf dich stürzen und den Brief mit der Breitenangabe retten.«

»Du bist doch mein Freund«, rief Meister Antifer gerührt, »ich stoß jetzt mit dir auf dein Wohl an.«

Er füllte beide Gläser. Gildas Tregomain nahm sein Glas in die Hand, führte es bis in Augenhöhe und setzte es wieder ab. Meister Antifer schaute dabei in die Ferne und ließ seinen weißen Kaukiesel zwischen seinen grauen Zähnen auf und ab wandern. Auf einmal verschränkte er die Arme; Gildas Tregomain zuckte zusammen.

»Binnenschiffer«, sagte er ernst, »du fährst jetzt mit mir auf dem 24. Breitengrad um die Welt. Such mir mal St. Malo auf dem Atlas.«

»Hier ist die Rance!« rief Tregomain triumphierend und zeigte mit einem seiner Wurstfinger auf den Nordosten der Bretagne.

»Die Rance«, seufzte Meister Antifer. »Timbuktu sollst du jetzt suchen, dort fahren wir nämlich los.«

Gehorsam glitt der Finger des Frachtfahrers den Meridian von Paris entlang und blieb in der Sahara stehen.

»Jetzt nach Osten, durch Afrika, dann ziehen wir durchs Rote Meer, brechen oberhalb Mekka in Arabien ein, sagen dem Imam von Maskat guten Tag, durchqueren Indien, Südchina, Formosa, den Stillen Ozean, setzen nach Mexiko über, streifen Havanna, wagen uns auf den Atlantik hinaus und erreichen bei Rio de Oro wieder afrikanischen Boden. Den Weg nach St. Malo findest du hoffentlich allein.«

»Ich habe mich ganz schön abgehetzt«, stöhnte Gildas Tregomain und wischte sich mit seinem Schnupftuch den Schweiß von der Stirn.

»Wenn du dich erholt hast, dann überleg dir einmal, wo meine Millionen wohl versteckt liegen.«

»Ich würde dir sehr gerne helfen, aber mit Überlegen schaffe ich das nicht«, antwortete Tregomain.

»Zum Wohlsein, Bachkapitän!« rief Meister Antifer und stürzte das Glas seines Freundes hinunter. In diesem Augenblick rummste es fürchterlich gegen die Haustür.

»Die Länge!« brüllte Meister Antifer.

Von unten war Freudengeheul der Frauen zu hören.

»Er ist gekommen!« rief Enogate.

»Wer er?« fragte Meister Antifer seinen Freund.

»Onkel Pierre, Onkel Pierre!« rief eine glückliche Stimme von der Treppe.

»Er hat's!« schrien die beiden Frauen durcheinander.

»Was hat er denn, zum Teufel?« sagte Meister Antifer. Da sprang auch schon die Tür auf und sein Neffe Juhel stürmte mit einem Papier in der Hand ins Zimmer.

»Das Überseekapitänspatent mit Lorbeer und Auszeichnung!« jubelte der Neffe. Meister Antifer sank in sich zusammen, während Gildas Tregomain den frisch gebackenen Kapitän so in seine Pranken schloß, daß er aufschrie.

Als Juhel wieder Atem geschöpft hatte, wandte er sich an Meister Antifer:

»Wann ist denn nun die Hochzeit, Onkel Pierre-Servan-Malo?«

»Was für eine Hochzeit?« fragte Meister Antifer.

»Meine Hochzeit mit Enogate«, antwortete Juhel.

Antifer schnupperte nur in der Luft, sagte aber nichts.

»Sie haben versprochen«, sagte Enogate, »daß Sie nach Juhels Rückkehr den Tag unserer Hochzeit bestimmen.«

»Wenn Ihnen so schnell kein Datum einfällt, Onkel Pierre«, mischte sich Juhel ein, »dann schlage ich vor, Anfang April.«

Pierre-Servan-Malo sprang auf: »Warum nicht gleich in acht Tagen, in acht Stunden oder in acht Minuten?«

»Bitte gern, Onkel Pierre«, sagte Juhel.

»Ich habe ja noch gar nichts eingekauft!« rief Nanon.

»Und mir muß mein Schneider erst einen neuen Anzug nähen«, sagte Tregomain, der sich schon als Brautführer angemeldet hatte.

»Einigen wir uns auf den 5. April«, meinte Juhel.

»Von mir aus«, sagte Meister Antifer.

»Onkel Pierre, Sie sind der Allergrößte!« jubelte Enogate und umarmte Meister Antifer von der einen Seite, während Juhel von der anderen auf ihn einstürmte, so daß die Verlobten mit ihren Köpfen gegeneinanderstießen. Der strenge Blick Meister Antifers verhütete Schlimmeres.

»Einverstanden«, sagte er, »ihr heiratet am 5. April, aber nur unter einer Bedingung.«

»Laß doch die jungen Leute in Frieden, Antifer«, meinte Tregomain.

»Aber nur wenn sie die Bedingung annehmen, daß sie nicht heiraten, wenn bis zum 5. April der Längengrad hier angekommen ist.«

»Einverstanden, einverstanden!« brüllten alle und waren froh, daß sich Antifer mit dieser Bedingung ein bißchen zu trösten schien.

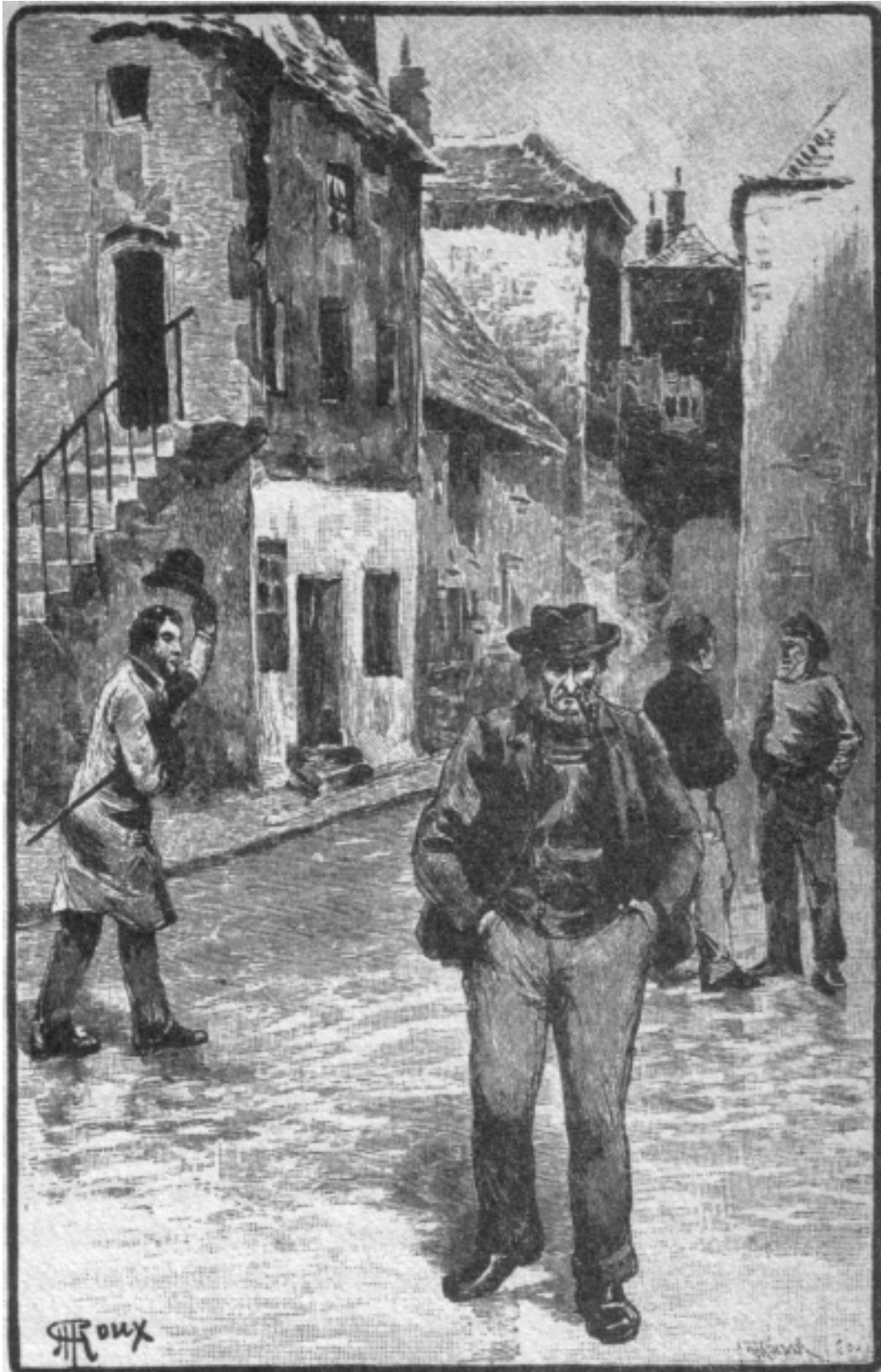
Während Juhel und Enogate in den folgenden Tagen glücklich die Koordinaten ihrer Ehe errechneten, wurde Meister Antifer immer mürrischer; ihm brachte keiner Koordinaten ins Haus. Er sah den 5. April näher rücken, ohne daß er seine Koordinaten besaß und damit den Schlüssel für den Millionenschatz.

Zwar gönnte er Enogate und Juhel ihr Glück, wenn er aber an seine Millionen dachte, war ihm diese reine, ein wenig ärmliche Verbindung gar nicht willkommen. Oft malte er sich aus, was er mit dem Vermögen des Ägypters anfangen wür-

de: ein Schloß müßte man ihm bauen, er würde in edelsteinbesetzten Droschken spazierenfahren, aus massivgoldenen Tellern essen und selbst seine Unterhemden mit Diamanten besetzen lassen. Für Enogate würde er einen Märchenprinzen aussuchen und für Juhel eine schwarzhaarige Bajadere. Er sagte dem Brautpaar nichts von seinen Plänen, aber er sah ihren Hochzeitsvorbereitungen mißvergnügt und mit saurer Miene zu.

Zu Hause hielt er es deshalb bald nicht mehr aus. Seine Wut war zwar abgeflaut, aber seine Unruhe hatte sich noch verstärkt. Seiner Familie war es ganz recht, daß sie sein verstörtes Gesicht nur noch beim Essen sehen mußte, wenn er sich für ein paar Minuten zu ihnen setzte und seine Portion lustlos hinunterlöffelte. Die übrige Zeit trieb er sich am Bahnhof herum und musterte die Reisenden, die aus den Schnellzügen ausstiegen, oder er hockte stundenlang am Kai, um die Passagiere der einlaufenden Fahrzeuge zu beobachten. Normannen, Bretonen, Engländer und Norweger kamen die Gangways herab, aber niemals Fahrgäste aus dem Orient, keine Malteser, keine Levantiner, keine Türken. Auch am 9. Februar stürzte Meister Antifer sofort nach dem Frühstück, das er lustlos und stumm hinuntergeschlungen hatte, aus dem Haus und stürmte über die rue de Bay zum square Duguay Trouin, schaute bei der Subpräfektur auf die Uhr, überquerte die Place Chateaubriand und gelangte durch ein Tor in der Mauer zu den Kais.

Unterwegs wünschte man ihm da und dort guten Morgen, denn Meister Antifer war in St. Malo bekannt wie ein bunter Hund. Er blickte aber meist zerstreut vor sich hin und verdeckte sich mit dicken Tabakswolken vollends die Sicht. Die Fahrzeuge, die im Hafen vertäut lagen, Dampfer, Dreimaster, Briggs, Schoner, Lugger und Sardellenfischer, kannte er noch vom Vortag. Es war jetzt Ebbe, und vor drei Stunden würden die von Semaphor gemeldeten Schiffe nicht einlaufen. Während Meister Antifer ziellos an der Kaimauer entlangschlenderte, überlegte er sich, ob er in der Zwischenzeit nicht besser am Bahnhof vorbeischaun und sich die Reisenden dort ansehen solle. Dabei entging ihm, daß ihm schon seit zwanzig Minuten ein Unbekannter mit rotem Fez, Pluderhosen und einem langen, hochgeschlossenen Rock hinterherschlich. Manchmal folgte ihm der etwa 60 Jahre alte dürre Mann, der offen-



Von rechts und links wünschte man Meister Antifer einen guten Morgen, denn er war bekannt wie ein bunter Hund in der grauen Stadt St. Malo

sichtlich aus dem Orient stammte, dicht auf den Fersen, manchmal blieb er stehen, bis er den Malouin fast aus den Augen verlor. Als Meister Antifer das Ende des Kais erreicht hatte, beschleunigte der Unbekannte seine Schritte und überholte den Seemann mit einer so jähen Wendung, daß die beiden Männer frontal gegeneinanderprallten.

»Esel!« schrie Meister Antifer den Fremden an.

Dann rieb er sich die Augen.

»Verflucht, das könnte er sein, der Briefträger vom Doppel-K«, murmelte er vor sich hin.

Der Unbekannte stand einen Augenblick vollkommen verduzt da, ließ seine schwarzen Äuglein kreisen, wackelte mit den abstehenden Ohren und blies seine runzligen, grünlichen Backen auf. Dann hob er die spitze Nase in die Höhe und sprach Meister Antifer an:

»Habe ich das Vergnügen, mit Monsieur Antifer zu sprechen?«

Der Tonfall des Fremden war etwas exotisch, aber durchaus verständlich; besser hätte auch kein Breton Französisch gesprochen.

»Jawohl, Pierre-Servan-Malo Antifer, und wie heißen Sie?«

»BenOmar.«

»Ihr Name klingt sehr ägyptisch.«

»Ich bin Notar aus Alexandria.«

Meister Antifer schlug das Herz zum Zerspringen. Er war jetzt fest überzeugt, den Boten Kamyk Paschas vor sich zu haben. Der Fremde flößte ihm jedoch wenig Vertrauen ein, und einen Notar ohne schwarzen Anzug, weißes Halstuch und Brille mit Goldrand konnte er sich schlecht vorstellen. In heldenhafter Anstrengung bezähmte er seine Aufregung und fragte Ben Omar kühl:

»Womit kann ich Ihnen dienen?«

Der Ägypter druckste verlegen herum und rollte die Augen. Dann sagte er:

»Mit einem Gespräch unter vier Augen.«

»Haben Sie mir ein Geheimnis anzuvertrauen?«

»Sagen wir besser, ein Geschäft.«

Meister Antifer horchte auf. Wenn der Notar die fehlende Längenangabe in der Tasche hatte, so lieferte er sie offensichtlich nicht umsonst aus, obwohl in dem Brief Kamyk Paschas nichts von Provisionen für den Briefträger stand.

»Kommen Sie«, sagte er zu Ben Omar, »dort hinten sind wir ungestört. Aber machen Sie es kurz, der Wind weht hier nicht aus der Ofenklappe.«

Auf den Schiffen zeigte sich niemand, und der diensttuende Zollwärter schlenderte hundert Meter entfernt dahin. Zwanzig Schritt weiter setzten sich die beiden Männer auf einen Maststumpf.

»Gefällt ihnen diese Lokalität, Herr Ben Omar?« fragte Meister Antifer liebenswürdig.

»Ausgezeichnet« antwortete der Notar.

»Dann sprechen Sie sich aus, aber sprechen Sie nicht in Rätseln wie Ihre steingewordenen Landsmänninnen, sondern in einfachem Französisch.«

»Ich werde nicht Umschweifen und ganz frei reden«, sagte Ben Omar und hüstelte nervös. »Sie hatten einen Vater?«

»Das kommt bei uns nicht selten vor.«

»Er war Seemann?«

»Unter anderem.«

»Ist er auch einmal in der Levante gewesen?«

»Kann sein.«

»Wissen Sie vielleicht, ob Ihr Vater in Syrien jemandem einmal sehr geholfen hat?«

»Mein Vater war Seemann und kein Samariter.«

»Hat Ihr Vater selig einmal einen Brief bekommen?«

»Ja, ich glaube, zu seiner hl. Kommunion.«

»Kein Brief von einem Pascha?«

»Darüber weiß ich nichts.«

»Haben Sie seine nachgelassenen Papiere nicht durchgesehen? Er muß diesen Brief bekommen und ihn auch aufgehoben haben, denn er ist bedeutsam.«

»Für wen? Für Sie vielleicht?«

»Nicht nur, auch für Sie, Herr Antifer. Aber ich möchte diesen Brief gern wiederhaben, damit wir miteinander ins Geschäft kommen.«

Meister Antifer stutzte. Er zweifelte nicht daran, daß man ihm seinen Brief und sein Geheimnis freundlich lächelnd abknöpfen wollte. Während hinter ihnen plötzlich Schritte hörbar wurden und gleich wieder verschwanden, wandte er sich an Ben Omar, der auf einmal ein wenig verwirrt schien.

»Würden Sie mir vielleicht verraten, warum Sie diesen Brief

so gern haben wollen, ihn mir sogar abhandeln würden, wenn ich ihn hätte?«

»Ich habe Herrn Kamyk Pascha vertreten und vertrete jetzt seine Erben.«

»Kamyk Pascha ist tot?«

»Ja. Einen Brief von ihm haben Sie also nicht, Herr Antifer?«

»Nein.«

»Die Erben Kamyk Paschas werden das sehr bedauern, denn sie möchten gern alle Andenken an den teuren Verblichenen beisammenhaben.«

»Ach, die guten Seelen . . .«

»Sehen Sie, Herr Antifer, diese gute Seelen hätten diesen für Sie wertlosen Brief sogar mit einer Kleinigkeit abgegolten.«

»Wie groß wäre denn die Kleinigkeit?«

»Das ist jetzt gleichgültig, Sie haben den Brief ja doch nicht.«

»Trotzdem wüßte ich es gern.«

»Gut, man hatte immerhin an ein paar hundert Franc gedacht.«

»Das ist doch ein Witz.«

»Oder ein paar tausend.«

»Jetzt spitzen Sie einmal Ihre afrikanischen Elefantenohren, Notarchen«, sagte Meister Antifer und schüttelte den zitternden Omar an den Schultern, »der Brief mit dem Doppel-K liegt bei mir im Panzerschrank. Ich kann seinen Text vorwärts und rückwärts aufsagen und weiß deshalb auch, warum Sie ihn haben wollen. Von mir kriegen Sie ihn aber nicht!«

»Ich will ihn nicht geschenkt bekommen, Herr Antifer«, stöhnte der Notar und steckte seine Hand in die Rocktasche, »wenn Sie mir ihn nur verkaufen. Nennen Sie mir Ihren Preis.«

»Ich dachte da an 50 Millionen Franc.«

Wie von einem oberägyptischen Nilrochen gestochen fuhr Ben Omar von seinem Sitz hoch, während Meister Antifer ihn mit gefletschten Zähnen angrinste.

»Entweder Sie zahlen, oder wir kommen nicht miteinander ins Geschäft«, sagte er.

»50 Millionen!« jammerte der Notar.

»Und keinen Centime Rabatt, auch wenn Sie bar zahlen. Einen Scheck der Banque de France nehme ich übrigens auch. Und ich sage Ihnen: unter Brüdern ist der Brief die 50 Millionenwert!«

Der Notar setzte sich langsam wieder hin und lächelte Meister Antifer freundlich von der Seite an. »Haben Sie eben 50 Millionen gesagt?«

»Ja.«

»Sie sind wirklich komisch.«

»Und Sie sind ein levantinischer Halsabschneider, eine stinkende Brillenschlange, ein Nilkrokodil mit Verdauungsstörungen . . .«

»Monsieur!«

»Sie stecken Ihre lange Nase in den Schlamm und fischen im trüben, damit ich bei Ihnen anbeiße und mein Geheimnis verrate, während Sie hierhergeschickt worden sind, um mir eine Nachricht zu bringen.«

»Wie kann man nur in der klaren Luft des Nordens so wirre Gedanken haben, Herr Antifer.«

»Ich packe Sie gleich an Ihren wirren Haaren und werfe Sie in unser schönes klares Hafenwasser, Sie Miststück von Notar, ich weiß ganz genau, was Sie wissen wollen, vier hübsche runde Ziffern, von denen jede einzelne 12½ Millionen kostet. Meine Zeit ist kostbar, Herr Ben Omar, guten Tag!«

Meister Antifer stand auf, ließ die Pranken in seinen Hosentaschen verschwinden und ging, die Füße von sich schlenkernd, davon. Ben Omar war zusammengesunken und starrte ihm entgeistert nach. Antifer wiegte sich in den Hüften, ließ seine Schultern tanzen und piff vor sich hin. Plötzlich blieb er stehen, machte auf dem Absatz kehrt und wandte sich dem Notar zu, der wie eine runzlige Daphne dastand, die zum Entsetzen Apollos gerade in einen Lorbeerbaum verwandelt worden war.

»Herr Ben Omar«, sagte Meister Antifer, »ich wollte Ihnen noch etwas anvertrauen.«

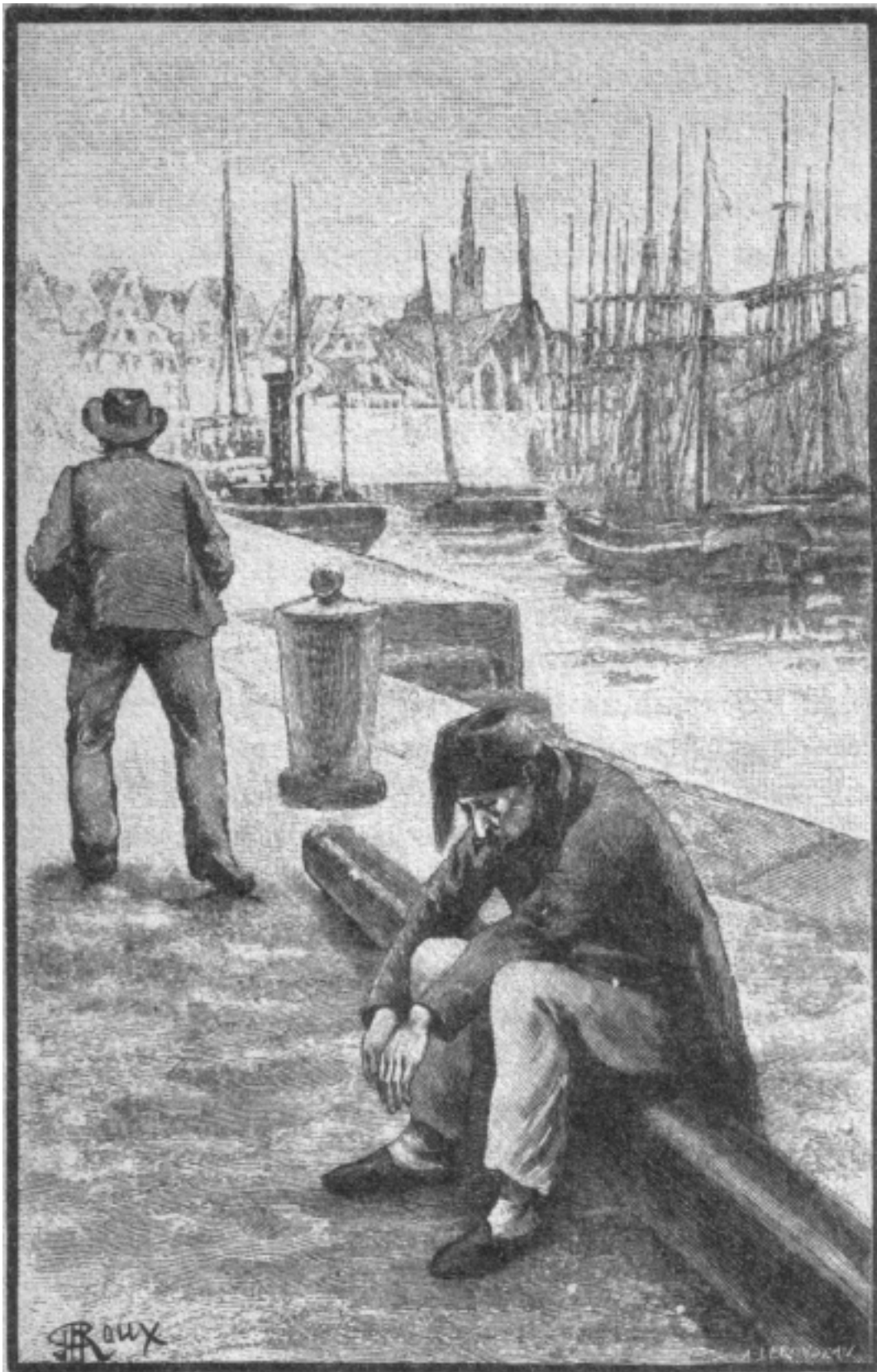
»Was denn?« fragte der Notar, in den wieder Leben kam.

»Eine Nummer.«

»Wirklich?«

»Ja. 3, rue de Hautes-Salles. Sie können mich dort jederzeit antreffen. Sie werden dort herzlich empfangen werden, vor allem, wenn Sie die 50 Millionen nicht vergessen haben.«

Während Meister Antifer davonging, schrumpfte Ben Omar vollends in sich zusammen und betete zu Allah aus tiefer Seelennot.



Der ägyptische Notar sank kraftlos in sich zusammen, während Meister Antifer, die Pranken in den Hosentaschen versenkt, lustig trällernd davonging.

Nachdem Kamyk Pascha mit seinem ganzen Vermögen an Bord seiner Schunerbrigg Aleppo verlassen hatte, landete Ibrahim, der Sohn des ägyptischen Vizekönigs, mit 22 Kriegsfahrzeugen und 30 000 Mann an der Küste Palästinas und eroberte nacheinander Gaza, Jaffa und Haifa, und am 27. März 1832 marschierte er in Akka ein. Im Jahr darauf schlossen der Vizekönig und der türkische Sultan unter dem Druck der europäischen Großmächte in Kataye einen Vertrag, der den Status quo bestätigte und den Machtbereich der Türken von dem der Ägypter trennte.

Als sich die Lage in Palästina wieder beruhigt hatte, entschloß sich Kamyk Pascha, nach Syrien zurückzukehren, da der Norden mit Aleppo wieder unter türkischer Verwaltung stand. Auf dem Weg zur syrischen Küste wurde Kamyk Paschas Fahrzeug so weit nach Süden abgetrieben, daß er bei Akka in ägyptische Hoheitsgewässer geriet. Die unter türkischer Flagge segelnde Schunerbrigg wurde im Nu aufgebracht, die Besatzung wehrte sich verzweifelt, aber Kamyk Pascha und der Kapitän wurden gefangen genommen, und das Schiff ging verloren.

Murad hatte die Gefangennahme seines Vetters schadenfroh mit angesehen. Während Kamyk Pascha und Kapitän Zo in den Verliesen des Forts von Kairo dahinschmachteten, unternahm der Vizekönig neue Feldzüge gegen den türkischen Sultan, bis Preußen, England und Österreich der Pforte zur Hilfe kamen und die Ägypter von asiatischem Boden verdrängten.

Der eingekerkerte Kamyk Pascha hätte sich mit seinem Vermögen sicher freikaufen können, aber dazu war er viel zu stolz, zumal es ihm 1842 gelungen war, mit Hilfe eines barmherzigen Kerkermeisters ein paar Briefe aus dem Gefängnis zu schmuggeln, unter anderen auch einen an Thomas Antifer in St. Malo. Sein früherer Rechtsanwalt und Notar Ben Omar in Alexandria erhielt auf diese Weise ein versiegeltes Paket mit seinem Testament.

Kapitän Zo starb 1845, ohne einer Menschenseele etwas von dem Geheimnis verraten zu haben, das nur er und Kamyk

Pascha kannten. Der reiche Ägypter fühlte seine Kräfte aber auch zusehends schwinden; die Qualen des Kerkers hatten seine Gesundheit aufgerieben. 1852 starb er, im 62. Lebensjahr, nach 18 Jahren Haft. Sein Vetter Murad, dem es nicht gelungen war, mit Drohungen und mit Foltern Kamyk Pascha zum Reden zu bringen, starb im Jahr darauf. Der einzige Überlebende des Familienzwists war nur sein Sohn Saouk, auf den alle Fehler des Vaters übergegangen waren. Saouk hatte sich einer Bande von Betrügern angeschlossen, um so zu dem Vermögen zu kommen, das weder er noch sein Vater auf gesetzlichem Wege hatten erlangen können. Die Schätze seines Onkels galten als unauffindbar.

Saouk war sehr überrascht, als er in den ersten Januartagen des Jahres 1862 brieflich gebeten wurde, den ehemaligen Notar Kamyk Paschas in Alexandria aufzusuchen. Er reiste sofort ab, als ihm aber in Gestalt Ben Omars ein so zerbrechliches Männchen entgegentrat, fuhr er den Notar an und machte ihm klar, daß es eine Unverschämtheit sei, ihn, den großen Saouk, einfach aus seinen Geschäften zu reißen und nach Alexandria zu beordern.

Ben Omar war so verschüchtert, daß er sich stammelnd entschuldigte und Saouk um Gnade anflehte. Als er sich gefaßt hatte, offenbarte er Saouk, daß er ihn zur Testamentseröffnung Kamyk Paschas hergebeten habe.

»Woher hast du das Testament?« schrie Saouk den Notar an.

»Kamyk Pascha hat es mir aus dem Gefängnis zugeschickt.«

»Wann war das?«

»Vor 20 Jahren.«

»Das sagst du mir erst jetzt, Lämmergeier?«

»Dafür kann ich nichts. Mein Klient hat bestimmt, daß sein Testament erst zehn Jahre nach seinem Ableben geöffnet werden darf.«

»Verfluchter Paragraphenritter, seit zehn Jahren schon könnte ich einer der reichsten Männer Ägyptens sein!«

»Falls Kamyk Pascha Sie zum Erben bestimmt hat.« »Das ist doch keine Frage. Los, mach den Wisch schon auf, sonst rutschen meine Finger noch aus.«

»Einen Augenblick noch, Exzellenz Saouk. Wenn das Testament nicht in Gegenwart von zwei Zeugen eröffnet wird, verlieren Sie jeden Rechtsanspruch.«

Ehe Saouk etwas erwidern konnte, öffnete sich eine Seitentür, und zwei Geschäftsleute aus der Nachbarschaft kamen herein. Die beiden Herren beglaubigten die Unversehrtheit des Testamentssiegels, dann wurde es erbrochen. Der Notar zog unter den gierigen Blicken Saouks ein Schreiben von 30 Zeilen heraus, das in französischer Sprache abgefaßt war:

Herr Ben Omar, Notar, wohnhaft in Alexandria, wird hiermit zur Vollstreckung meines Testaments ermächtigt. Er erhält 1% meines Vermögens als Honorar. Meine gesamte Hinterlassenschaft umfaßt ungefähr 100 Millionen Franc in Diamanten, Edelsteinen und Gold. Im September 1831 wurde mein Vermögen, auf drei Fässer verteilt, auf einer Insel vergraben, deren Lage leicht zu ermitteln ist, wenn die Angabe: 54° 37' östlich von Paris mit einer Breitenangabe verbunden wird, die Herrn Thomas Antifer in St. Malo im Jahre 1842 heimlich übermittelt worden ist.

Herr Ben Omar wird unverzüglich aufbrechen und Herrn Thomas Antifer oder dessen direkten Nachkommen die genannte Längenangabe übergeben. Es gehört weiterhin zur Pflicht meines Notars, meinen Erben Thomas Antifer bei der Hebung des Schatzes zu begleiten. Die drei Fässer lassen sich leicht finden, wenn man auf das Zeichen KK achtet, das in einen Felsen eingemeißelt ist.

Um Erbensprüche meines schändlichen Veters Murad oder dessen Sohnes Saouk braucht sich mein Testamentsvollstrecker nicht zu kümmern, er wird sich unverzüglich mit Herrn Thomas Antifer in Verbindung setzen und weiterhin genau nach den Maßregeln handeln, die er bei der Hebung meiner Hinterlassenschaft auffinden wird.

Das ist mein letzter Wille; ich verlange, daß er in allen Punkten genau erfüllt wird.

Im Gefängnis zu Kairo, den 9. Februar 1842.

Kamylk Pascha

Saouk war vor Wut so starr, daß er keine Worte herausbrachte. Ben Omar lachte sich dagegen ins Fäustchen, denn bei dieser Testamentseröffnung sprang für ihn eine volle Million, 1% der Erbmasse, heraus. Ehe er sich aber seines Nebenverdienstes recht freuen konnte, fiel Saouk über ihn her und zwang ihn unter handfesten Drohungen, dem enterbten Neffen zu dem nachgelassenen Vermögen zu verhelfen.

Saouk handelte blitzschnell. In einer Auskunft erfuhr er,

daß Thomas Antifer 1854 gestorben war und einen Sohn hinterlassen hatte, der auch in St. Malo lebte. Am nächsten Morgen nahmen Saouk und Ben Omar den Dampfer nach Marseille, stiegen in den Schnellzug nach Paris und dort in den Expreß in die Bretagne.

Saouk rechnete fest damit, daß der Notar dem Sohn Thomas Antifers den Brief Kamyk Paschas ohne weiteres abjagen könnte. Als Ben Omar Meister Antifer getroffen hatte und mit dessen Angebot in das Hotelzimmer zurückkehrte, das die beiden Ägypter im Hotel de l'Union gemietet hatten, machte Saouk eine fürchterliche Szene und wünschte dem Notar alle chinesischen Todesstrafen an den Hals. Dennoch mußte sich Saouk damit abfinden, daß Meister Antifer kein barfüßiger Nilfelle war, der sich übers Ohr hauen ließ, sondern daß er genug Intelligenz besaß, den Wert des Briefes Kamyk Paschas angemessen einzuschätzen.

Eine Stunde nach dem Auftritt hatte sich Saouk soweit beruhigt, daß er wieder klar denken konnte. Das hinderte ihn allerdings nicht, den Notar weiterhin zu beschimpfen.

»Schwachkopf, elender! Hat die Welt schon einmal einen Notar gesehen, der sich von einem hundsgewöhnlichen bretonischen Matrosen hereinlegen läßt! Aber ich sage dir: du wirst mir den Schaden bis auf den letzten Sou ersetzen, sonst gnade dir Allah!«

»So hören Sie mich doch an, Exzellenz Saouk!« winselte der Notar. »Der verdammte ungläubige Matrose weiß alles! Wenn Sie wenigstens einmal den Rat eines alten Juristen hören wollen: verzichten Sie auf das, was Ihnen nicht zusteht.«

»Wie? Verzichten? Auf 100 Millionen verzichten?«

»Ich habe gemeint, wir sollten dem Bretonen einfach die Längenangabe sagen, wie es ja im Testament steht.«

»Mit mir machen Sie solche krummen Geschäfte nicht!« schrie Saouk. »Soll ich vielleicht zusehen, wie Herr Antifer die Millionen meines Onkels ausbuddelt? Nein, wir werden die Geschichte ganz anders anpacken. Morgen gehen wir beide zu diesem Antifer, übergeben ihm unsere Längenposition, wenn er uns dafür seine Breite mitteilt, und dann sehen wir zu, daß wir den Schatz noch vor ihm ausgraben.«

»Wenn Antifer aber so schnell ist wie wir?« fragte Ben Omar.

»Dann jagen wir ihm die Millionen eben ab. An dir liegt es jetzt, daß wir uns von dem Franzosen nicht noch einmal übertölpeln lassen.«

»Wenn wir Erfolg haben, bekomme ich dann auch mein Prozent, Herr Saouk?«

»Meinetwegen, Nasenbär. Das heißt, nur unter der Bedingung, daß du diesen Antifer von jetzt an keinen Augenblick mehr aus den Augen läßt. Damit ich dich besser überwachen kann, werde ich dich begleiten.«

»Damit verraten Sie aber alles!«

»Dummkopf. Ich heiße ab sofort Nazim und bin der erste Sekretär des Notars Ben Omar.«

»Ist das Ihr Ernst? Verflucht sei der Tag, an dem ich Sie kennengelernt habe!«

7

Als Meister Antifer von seinem Morgenspaziergang zurückkam, setzte er sich schweigend in seinen Sessel und wärmte die Füße am Kamin, während Enogate und Juhel am Fenster standen und schwatzten. Stumm setzte er sich auch an den Mittagstisch, und wortlos zog er beim Abendessen ein paar Dutzend Schnecken aus ihren Häusern. Grußlos stand er auf und zog sich in sein Schlafzimmer zurück. Die beiden Frauen waren über Meister Antifers Einsilbigkeit sehr verwundert und beschlossen, gleich am nächsten Morgen Gildas Tregomain zu holen.

Die ganze Nacht wälzte sich der Seemann schlaflos in seinem Bett. Er fragte sich, ob es klug gewesen war, den ägyptischen Notar so vor den Kopf zu stoßen, statt ihm um den Bart zu streichen und sich mit ihm auf gütliche Weise zu einigen. Er nahm sich vor, gleich am nächsten Morgen, ehe es zu spät war, den Ägypter aufzusuchen und sich mit ihm auszusprechen; sonst war der Mann vielleicht endgültig vergrault, und Meister Antifer müßte seiner Länge bis nach Ägypten nachlaufen.

Als er sich morgens um 8 h aus den Kissen quälte, ging die Tür auf, und Gildas Tregomain schlich herein.

»So früh schon auf den Planken, Käptn?« brummte Meister Antifer.

»Die Flut hat mich hierhergeschwemmt«, antwortete Gildas Tregomain.

»Komisch, mir scheint, es ist die Ebbe, denn irgend etwas zieht mich hinweg.«

»Du gehst aus?«

»Nein, ich gehe bald ein.«

Tregomain sah schon, daß sein Freund nicht seeklar war. Es dauerte zwar einige Zeit, aber schließlich gelang es ihm doch, das Erlebnis vom Vortag aus ihm herauszukitzeln. Als Meister Antifer schließlich seine Morgentoilette versehen hatte und Hut und Mantel nehmen wollte, kam Nanon ins Zimmer und gab ihm eine Visitenkarte, mit dem Namen des Notars aus Alexandria.

»Er ist's!« rief Meister Antifer. »Führe ihn sofort herein, Schwesterherz!«

»Es ist aber noch ein Herr an der Tür«, sagte Nanon.

»Egal«, antwortete Meister Antifer, »wir sind ja auch zu zweit.«

Kurz darauf stand der Notar mit einem jüngeren Begleiter im Zimmer.

»Wie nett von Ihnen, daß Sie mich in meiner bescheidenen Klause aufsuchen, Herr Notar!« rief Meister Antifer. »Nehmen Sie doch Platz, auch der mir unbekannt Herr . . .«

»Darf ich vorstellen, mein Sekretär Nazim«, warf Ben Omar ein.

». . . soll es sich gemütlich machen. Er kennt den Vorgang? Um so besser. Sie werden mir dann gleich erklären können, was Sie zu mir führt.«

»Ich möchte noch einmal in aller Ruhe mit Ihnen reden, Herr Antifer«, sagte der Notar und schaute Gildas Tregomain über seine Brille hinweg an. Der Frachtkapitän lächelte freundlich zurück und ließ seine Daumen wie ein Schaufelrad rotieren.

»Darf ich Ihnen auch meinen Kontoführer Gildas Tregomain vorstellen«, wandte sich Meister Antifer an seine Gäste, »von Geschäften versteht er mehr als ich, und ich brauche ihn deshalb mindestens genauso wie Sie Ihren Sekretär Nazim.«

Ben Omar sagte dazu nichts. Die vier Männer setzten sich rings um den Tisch, der Notar legte eine Dokumentenmappe

vor sich hin, aber weiter geschah nichts mehr. Schließlich ergriff Meister Antifer das Wort:

»Spricht Ihr Sekretär Französisch?«

»Nein.«

»Kann er uns wenigstens verstehen?«

»Leider auch nicht.«

»Warum haben Sie ihn dann mitgebracht? Oder hat er die 50 Millionen in der Tasche?«

»Jetzt fangen Sie schon wieder an!« jammerte Ben Omar.

»Ich höre auch schon wieder auf, Herr Notar. Hier geht es um ernste Dinge, zumal Herr Tregomain in Geschäften keinerlei Spaß versteht. Zwischen uns beiden, Herr Notar, müssen noch einige Mißverständnisse ausgeräumt werden, wenn wir zu einem Ergebnis kommen wollen. Meine kleine Mißstimmung von gestern werden Sie vielleicht verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß meine Familie bereits seit 20 Jahren auf Ihren Besuch wartet.«

»Ich bitte Sie vielmals um Entschuldigung, aber glauben Sie mir, ich konnte wirklich nicht früher kommen.«

»Warum?«

»Weil ich erst vor ein paar Tagen erfahren habe, daß Ihr Herr Vater diesen Brief erhalten hat.«

»Eben um den geht es ja.«

»Und ich bin wegen dieses Briefes von Alexandria mitten im Winter nach St. Malo gefahren. Ich will wissen, was darinsteht.«

»Ach. Das finde ich hochinteressant. Hören Sie mir jetzt gut zu, Herr Ben Omar. Ich schätze Sie sehr und würde niemals dulden, daß man Sie in irgendeiner Form beleidigt. Aber es hilft nichts, ich muß Ihnen jetzt so schonend wie möglich klarmachen, daß Sie soeben ganz fürchterlich gelogen haben.«

»Aber Monsieur . . .«

»Sie lügen wie ein Regimentspfarrer, wenn Sie behaupten, Sie hätten hierherkommen sollen, um zu sehen, was in diesem Brief steht.«

»Ich schwöre . . .« rief Ben Omar und hob die Hand.

»Pfoten herunter, alter Omar, o ich weiß ganz genau, wer Sie nach St. Malo geschickt hat!«

»Niemand hat mich geschickt, glauben Sie mir doch!«

»Doch. Kamyk Pascha.«

»Der ist doch schon zehn Jahre tot, Herr Antifer.«

»Das ist vollkommen gleichgültig. Kamyk Pascha hat bestimmt, daß Sie zu Thomas Antifer oder dessen Nachkommen fahren, aber nicht, um sich jenen Brief aushändigen zu lassen, sondern um in diesem Hause ein paar Zahlen abzuliefern.«

»Was für Zahlen, Herr Antifer?«

»Das wissen Sie ganz genau, Omarischka, die Längenangabe, die zu der Breite gehört, die Kamyk Pascha vor 20 Jahren meinem Vater übermittelt hat.«

»Das hat gesessen!« jubelte Tregomain und hißte sein Schnupftuch.

»Statt dessen haben Sie klammheimlich die Rollen vertauscht und versuchen obendrein, mich zu bestehlen!«

»Ich Sie bestehlen, Herr Antifer?«

»Jawohl! Sie wollten mir die Breitenangabe entreißen, die ausschließlich mir gehört, und sie zu Ihren Gunsten verwenden, Sie Erbschleicher!«

»Herr Antifer, bitte, beruhigen Sie sich und hören Sie mich an; ich hätte Ihnen diese Zahlen sofort gegeben, wenn Sie mir Ihren Brief überreicht hätten.«

»So, Notar, jetzt hab ich dich. Sie haben die Zahlen also. Legen Sie Ihre Karten nur munter auf den Tisch, gleich ist der Fall erledigt.«

Ben Omar wurde abwechselnd blaß und rot, seine Augen huschten hin und her; kein Zweifel, man hatte ihn an die Wand gedrückt, Antifers Redekünsten war er nicht gewachsen. Plötzlich öffnete er seine Mappe und zog ein mit großen Lettern beschriebenes Stück Pergament daraus hervor. Meister Antifer legte das Dokument vor sich hin; es war das französisch geschriebene Testament Kamyk Paschas. Er las es laut und langsam vor, damit auch der Binnenschiffer jedes Wort verstehen konnte. Dann nahm er sein Notizbuch heraus und sagte zu Tregomain:

»Aufpassen, Frachtadmiral, Logbuch klarmachen!«

»Logbuch klar«, antwortete Tregomain und zog ebenfalls ein Notizbuch aus der Tasche. Die beiden Bretonen trugen die Längenangabe des Testaments — 54° 57' östl. Länge — fein säuberlich ein. Der Notar nahm das Testament wieder an sich und steckte es in die Mappe zurück, die der stumme Sekretär an sich nahm, der sich bei dieser Sitzung wie ein



*Der Notar sah sich hoffnungslos an die Wand gedrückt.
Plötzlich öffnete er seine Mappe und zog ein beschriebenes
Pergament heraus: das Testament Kamyk Paschas!*

sibirischer Schamane auf einer Tagung der Akademie der exakten Wissenschaften verhielt.

Meister Antifer stand auf, verbeugte sich gegen den Notar und zeigte mit einer flüchtigen Handbewegung die Stelle an, wo die beiden Ägypter das Zimmer wieder verlassen könnten. Der Rance-Kapitän grinste, als er die verdutzten Gesichter der Ägypter bemerkte, die der einladenden Geste Meister Antifers keineswegs folgten. Ben Omar rutschte schon nervös auf seinem Sitz hin und her, aber sein Sekretär wies ihn mit einem unmißverständlichen Blick zurecht.

»Nachdem ich den testamentarisch verfügten Auftrag meines Klienten Kamyk Pascha ausgeführt habe . . .«

». . .wollen wir wenigstens beim Abschied freundlich zueinander sein und alles Trennende vergessen«, fuhr Meister Antifer fort.

»Der nächste Zug in Ihre Richtung fährt 10 Uhr 37.«

»Halt, seit gestern fährt er schon 10 Uhr 23«, sagte Gildas Tregomain.

»Mir täte es sehr leid«, wandte sich Meister Antifer an den Notar, »wenn Sie diesen sehr schönen Zug verpaßten, fühlen Sie sich deshalb keinesfalls von uns aufgehalten. Falls Sie auch noch Ihr Reisegepäck aufzugeben wünschen, bleibt Ihnen nicht mehr viel Zeit.«

»Zumal Sie in dieser Stunde an unserem etwas zu kleinen Bahnhof in ein unpäßliches Gedränge geraten könnten«, meinte Tregomain.

»Die Herren mögen mir gütigst verzeihen«, stieß Ben Omar hervor, »aber ich habe den Eindruck, unser Gesprächsstoff ist noch nicht ganz erschöpft.«

»Stoff gibt es immer«, antwortete Meister Antifer, »aber wir Bretonen reden nicht gern.«

»Ich habe fast ein wenig zuviel geredet. Ich habe Ihnen zum Beispiel auch die Längenangabe des Testaments übergeben, und jetzt fände ich es sehr liebenswürdig von Ihnen, wenn Sie mir als kleine Anerkennung auch Ihre Breite sagen würden.«

»Ich erkenne Ihre Offenherzigkeit gerne an, aber diesem Testament zufolge war es auch Ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit, mir die Zahlen zu geben. Dagegen bin ich keineswegs beauftragt, weder durch diesen Brief noch durch das Testament, an irgend jemanden die Breitenangabe weiterzugeben.«

»Rein formaljuristisch mögen Sie recht haben, aber ich meine, allein das Ehrgefühl . . .«

»Das Ehrgefühl hat hier nichts zu schaffen. Geschäft ist Geschäft, das ist mein letztes Wort, Herr Ben Omar.«

Gildas Tregomain sah seinem Freund an, daß der unvermeidliche Ausbruch schon nahe bevorstand. Er öffnete den beiden Herren diskret die Tür, damit sie sich möglichst unauffällig entfernen könnten. Aber die Ägypter gingen immer noch nicht. Ben Omar konnte es nicht lassen und redete noch einmal auf Meister Antifer ein:

»Wenn ich Sie recht verstanden habe, dann wollen Sie mir diese Zahlen nicht verraten.«

»Ich darf es nicht einmal«, antwortete Meister Antifer, »da der Brief Kamyk Paschas meinen Vater und damit auch mich zu strengstem Stillschweigen verpflichtet.«

»Vielleicht werden Sie den Rat eines Mannes nicht verschmähen, der es gut mit Ihnen meint: vergessen Sie das Testament und die Millionen.«

»Was?« schrie Meister Antifer.

»Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie erschreckt habe, Herr Antifer. Aber ich möchte Sie nachdrücklich vor Saouk, dem Neffen Kamyk Paschas, warnen, der in seiner Wut über die Enterbung zu allem fähig ist.«

»Kennen Sie ihn so gut?« fragte der Malouin. »Nein, aber man erzählt sich schreckliche Dinge über ihn.«

»Falls Sie ihn zu Hause einmal treffen sollten, richten Sie ihm von mir aus, er soll sich am besten gleich neben seinen Vorfahren einbalsamieren lassen, bevor er von mir geteert und gefedert wird.«

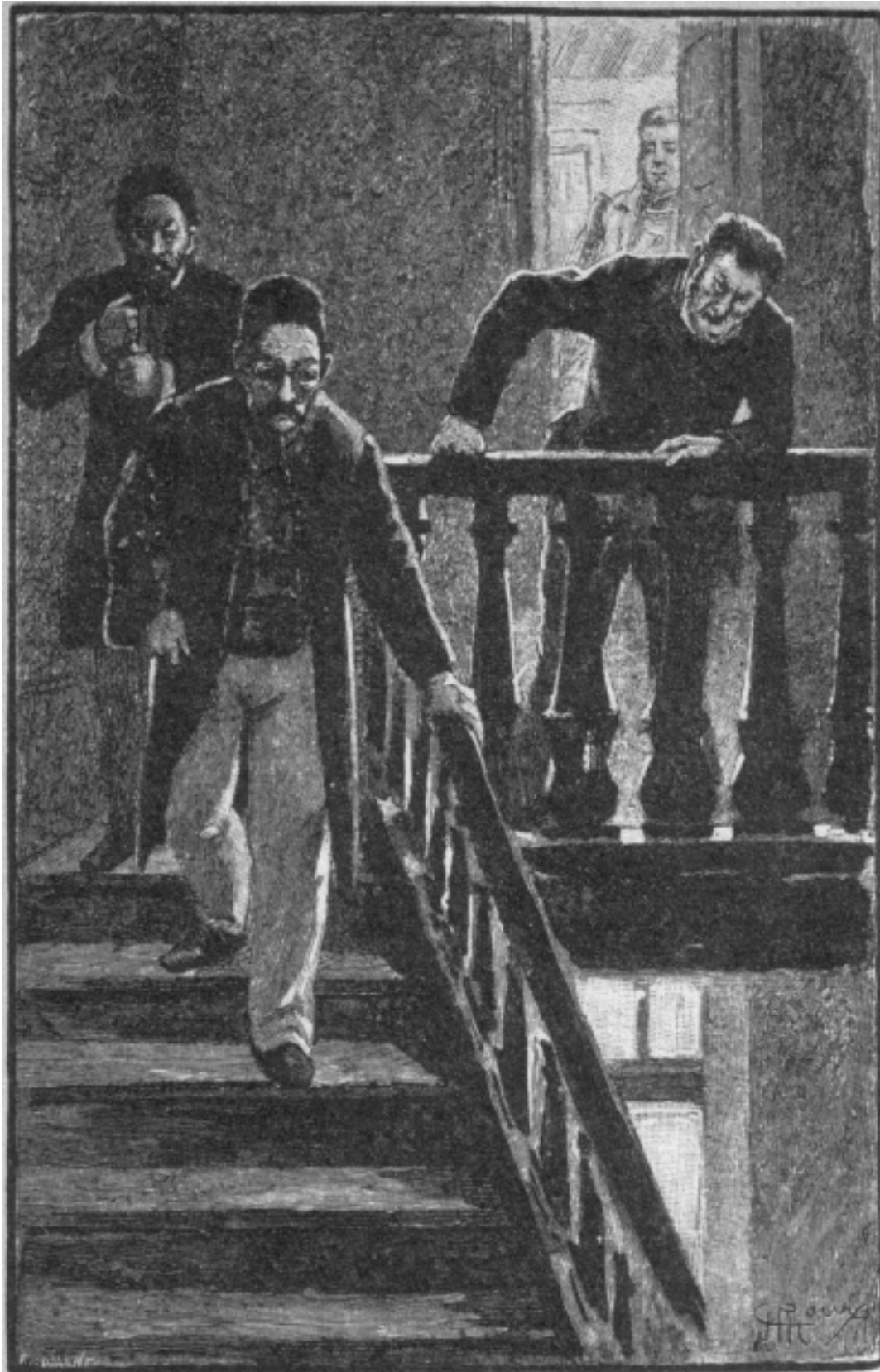
Der falsche Sekretär zuckte mit keiner Wimper. Meister Antifer ging zur Treppe und rief nach Nanon; die beiden Ägypter waren jetzt aufgestanden und hatten sich hinter Meister Antifer aufgestellt.

»Herr Antifer«, sagte der Notar zögernd, »ich muß Sie nochmals auf eine Klausel des Testaments aufmerksam machen.«

»Wie wollen Sie mich denn mit Ihrem langweiligen Geschwätz noch aufmerksam machen!«

»Laut Testament muß ich bei der Ausgrabung der Fässer mit dabeisein.«

»Wenn Sie nicht viel reden, bitte schön!« antwortete Meister Antifer.



»Leuchte den Herren heim, Schwester!« rief Meister Antifer nach unten. »Aber Bruder, es ist doch heller Vormittag«, antwortete Nanon.

»Leider muß ich dazu wissen, wo Sie Ihr Erbe suchen werden.«

»Laufen Sie mir nur immer nach, dann kommen Sie schon zum Ziel.«

»Mein Sekretär wird sicherlich mithalten können, aber ob mich meine alten Füße noch so weit tragen werden . . .«

»Der Sekretär muß auch noch mit? Aber bitte, falls Sie irgendwelche Haustiere oder Verwandte mit auf die Reise nehmen wollen, es geht ja auf Ihre Rechnung.«

Meister Antifer rief nochmals nach Nanon, die gleich darauf von unten antwortete.

»Leuchte den Herren heim, Schwester!«

»Aber es ist doch heller Vormittag«, antwortete Nanon.

»Trotzdem. Leuchte ihnen heim, sie haben es wohl verdient.«

Kaum war die schwere Haustür hinter den Ägyptern krachend ins Schloß gefallen, da verdrehte Meister Antifer die Augen und brüllte, daß das schwere Granithaus bebte: »Laßt euch umschlingen, ihr hundert Millionen!« Da hüpfte er auch schon durchs Zimmer, beugte und streckte sich und wirbelte dann wie ein Kreiselkompaß bei schwerer Schlagseite um seinen Freund Tregomain herum. Auch der Frachtschiffer begann sich zu drehen und zu wiegen wie ein schweres Faß, das man auf dem Rand hat tanzen lassen. Meister Antifer sang dazu, und die Fensterscheiben lieferten eine klirrende Oberstimme:

»Wir haben unsere Pi

Wir haben unsere Pa

Wir haben unsere Pi-Pa-Position!«

8

Zur gleichen Zeit waren Juhel und Enogate händchenhaltend in der Stadt unterwegs. Im Rathaus betrachteten sie mit Herzklopfen ihr Aufgebot am Schwarzen Brett; danach suchten sie den Hilfspfarrer auf, der ihnen einen Traugottesdienst mit Chor, Orgel und den besten Ministranten der Stadt versprach.

Unter Seeleuten ist es üblich, entweder schnell oder überhaupt nicht zu heiraten. Unterstützt von Gildas Tregomain, hatten die Brautleute alle notwendigen Formalitäten so rasch wie

möglich erledigt, denn Juhel hatte sich verpflichtet, auf einem Dreimaster der Reederei le Baillif als zweiter Offizier auf Fahrt zu gehen. Danach konnte es viele Monate dauern, bis er wieder im Heimathafen eintraf; Enogate und Juhel glaubten die lange Trennung in der Ehe leichter ertragen zu können als in der Brautzeit.

Als sie sich Meister Antifers Haus näherten, sahen sie zwei exotisch erscheinende Männer herauskommen, und als Nanon ihnen öffnete, schlug ihnen ein ohrenbetäubender Lärm entgegen.

»Der Onkel hat wohl den Veitstanz«, sagte Juhel zu Nanon.

»Tregomain macht auch mit«, meinte Nanon.

»O weh, jetzt ist auch unser Hausfreund übergeschnappt!« rief Enogate.

Zu dritt stiegen sie die Treppe hinauf. Durch die geöffnete Tür sahen sie Meister Antifer mit wilden Verrenkungen um den Tisch rennen, und Freund Tregomain klatschte in die Hände und sang mit seinem Mezzotenor:

»Die Pipapo, die Pipapo, die Pipapipaposition!«

Juhel begriff blitzartig, daß zwischen Meister Antifers Ekstase und den fremden Männern, die aus dem Haus gekommen waren, ein Zusammenhang bestand.

»Onkel Pierre, haben Sie was?« fragte Juhel und legte dabei die Hände an den Mund, um den Tumult zu übertönen.

»Ich hab sie!« jubelte Meister Antifer.

»Ja, er hat sie«, bestätigte Gildas Tregomain. Kaum hatte der Frachtschiffer in seiner rasenden Kreiselbewegung innegehalten, da brach er zusammen, während ihm Juhel gerade rechtzeitig einen Stuhl unterschieben konnte, der unter dem plötzlichen Druck der Massen ebenfalls zusammenbrach.

Der leichtere Onkel kam schneller wieder zu sich. Keuchend und stoßweise erzählte er seinen Verwandten die Vorgänge der letzten 24 h, erläuterte das Testament Kamyk Paschas und spielte dabei die ganze Szene noch einmal nach.

»Onkel Pierre«, sagte Juhel schließlich mit zweifelndem Unterton, »werden diese Nilräuber Ihr Millionennestchen nicht vor Ihnen ausnehmen können?«

»Diese neunmalklugen Verwandtschaft! Hältst du mich denn für so einfältig, daß ich denen den Schlüssel zu meinem Tresor mitgebe?«

Gildas Tregomain schüttelte vom Fußboden aus den Kopf.

»Milli-oooo-nen!« skandierte Meister Antifer.

Seine Verwandtschaft antwortete aber nicht mit einem Refrain. Meister Antifer stimmte noch einmal an, aber der Familienchor blieb stumm.

»Was macht ihr nur für Gesichter?« brüllte Meister Antifer, als er seine Großfamilie ansah. »Ihr habt wohl nicht verstanden, Schafsgesichter! Ich bin jetzt Krösus! Meine Finger werde ich vergolden lassen, wenn ich meine Schatullen aus Eldorado nach St. Malo geschleppt habe, und euch werde ich die Diamanten einzeln in die Zahnlücken stopfen. Wann gratuliert ihr mir denn endlich!«

Die Umstehenden schwiegen betreten.

»Schön für dich«, sagte Nanon schließlich, »daß deine Rente nun ein bißchen aufge bessert ist.«

»Aufbessern nennst du es, wenn ich Millionen pro Jahr auf den Putz hauen kann!«

»Ach Onkel«, seufzte Enogate, »ich weiß nicht, ob ich mich an Sie als Millionär gewöhnen kann.«

»Deine Sprüche kenne ich schon«, antwortete Meister Antifer. »Eigentum ist Diebstahl, und Geld macht nicht glücklich. Glaubst du das auch, Überseekapitän?«

»Ich glaube«, antwortete Juhel, »der Ägypter hätte Ihnen auch noch seinen Pascha-Titel vererben können. Das wäre erst das I-Tüpfelchen auf Ihren Millionen.«

»Salem aleikum, Antifer Pascha!« Gildas Tregomain hielt sich den Bauch vor Lachen.

»Binnenschiffer!« schrie Meister Antifer ihn an. »Wenn du meinst, du brauchst auch noch für den Spott zu sorgen, dann lasse ich dich unter dem Kiel deiner *Charmante Adélie* durchziehen!«

»Ich nehme alles zurück«, sagte Tregomain kleinlaut, »wer wird sich denn schon die Freundschaft eines Multimillionärs verderben? Darf ich dich übrigens fragen, was du mit deinen Millionen anzufangen gedenkst?«

»Ganz St. Malo werde ich aufkaufen samt St. Servan und Dinard, vielleicht auch noch die Rance, damit die Kindergärten ein Rinnsal für ihre Papierschiffchen haben.«

»Kauf, was du willst«, sagte Tregomain beleidigt. »Aber auch als Millionär wirst du nicht mehr Schnaps in deinen Schlund hineinbekommen als der ärmste Hafepenner.«

»Ich sehe«, erwiderte Meister Antifer, »ihr gönnt mir meinen

Reichtum nicht. Gut, dann verprasse ich meine Millionen eben allein, auch die 50 Millionen, die ich dir versprochen habe, Juhel, bring ich durch, wenn du noch lange so ein Gesicht ziehst.«

»Hast du die ganzen 100 Millionen verschenken wollen, Antifer?« fragte Tregomain. »Wieso 100?«

»Weil Juhel und Enogate sich heiraten werden. Du hast es ihnen ja versprochen.«

Die beiden Brautleute waren bei diesen Worten noch bleicher geworden, und Nanon bekam feuchte Augen.

»Mein Versprechen gilt nicht mehr«, antwortete Meister Antifer, »ich habe die Länge doch noch bekommen.«

»Grund genug für dich«, sagte Tregomain, »dem jungen Glück mit einem kleinen Finanzpolster nachzuhelfen.«

»Recht gern, deshalb kriegt Juhel auch eine russische Zarentochter und Enogate einen preußischen Prinzen.«

»Aber die Preußen heiraten keine Bürgerlichen«, meinte Tregomain.

»Bei 50 Millionen Mitgift wird auch der preußische König weich«, erwiderte Meister Antifer. »Verschwindet jetzt, ihr Trauerklöße, bis Mittag will ich nicht gestört werden.«

Mit hängenden Köpfen stiegen Nanon, Enogate, Juhel und Gildas Tregomain die Treppe ins Erdgeschoß hinunter. Die Braut konnte sich nicht mehr beherrschen und heulte vor Verzweiflung. Hausfreund Tregomain versuchte vergeblich, sie zu trösten.

»Alles ist aus«, schluchzte Enogate, »mein Onkel gibt niemals nach, ich kenne ihn.«

Juhel marschierte unterdessen im Flur auf und ab, ballte die Fäuste und reckte die Arme drohend nach oben. Plötzlich rief er in triumphierendem Ton:

»Der alte Knacker hat uns überhaupt nichts dreinzureden! Ich bin volljährig und kann heiraten, wann ich will!«

»Du schon«, antwortete Tregomain, »aber Enogate ist noch sein Mündel.«

»Von vorne bis hinten sind wir von seinen Schrullen abhängig«, jammerte Nanon.

»Deshalb beherzigt den Rat eines alten Freundes«, sagte Gildas Tregomain, »und stoßt ihn nicht weiter vor den Kopf. Im übrigen hat er seine Millionen noch lange nicht in der Tasche.«

»Wenn ich das alles geahnt hätte«, weinte Nanon, »dann hätte ich die Ägypter gleich wieder mit dem Schrubber die Treppe hinuntergekehrt.«

»Meinst du, diese Orientalen wären vor deiner Putzausrüstung davongelaufen?« sagte Tregomain. »Kinder, wie ich die Sache übersehe, wird euer Onkel ziemlich weit und ziemlich lange verreisen müssen, ehe er an seine Fundgrube kommt.«

»Dann fahre ich mit!« rief Juhel. »Ich bleibe doch nicht in St. Malo sitzen und warte, bis der gnädige Herr geruhen, zurückzukehren und meine Heirat zu erlauben. Wer weiß, vielleicht macht er in seinem Übermut eine große Dummheit, von der man ihn abhalten muß.«

Bei diesen Worten brach Enogate erneut in Tränen aus. Der Lastschiffer, der Juhel flugs das Schnupftuch lieh, damit er die feuchten Wangen seiner Braut trockenreiben konnte, versuchte Enogate zu trösten:

»Ich bin ja auch noch da, Kindchen. Und wenn dein Liebster verreist ist, werde ich dir von meinen Abenteuern auf der Rance erzählen. Mit Freund Antifer im Haus wage ich das nicht. Du wirst sehen, schneller als du denkst ist dein Zukünftiger wieder zurück, und mit oder ohne Millionen wird Antifer euch dann heiraten lassen.«

»Ahoi, Flußpferd!« rief Meister Antifer plötzlich vom ersten Stock herunter.

»Vorsicht, Herr Tregomain, er beißt«, sagte Nanon.

»I wo«, erwiderte der Frachtschiffer. »Das ist sein zahmster Tonfall.«

»Steckst du immer noch mit dem Weibsvolk zusammen, Tregomain?« ertönte es wieder von oben.

»Ich komme«, antwortete Tregomain und keuchte die Treppe hinauf. Meister Antifer stand in der Tür und schwang einen Zirkel.

»Nimm das Ding und such mir meine Insel«, sagte er zu Tregomain.

»Seit wann kannst du keine Position mehr bestimmen?«

»Ach, Flußpediteur, ich bin so aufgeregt. Dauernd fällt mir der Zirkel aus der Hand. Nimm ihn bitte in die Hand und stoß ihn kräftig in den 55. Längengrad hinein.«

Tregomain war jetzt nicht minder nervös als sein Freund. Verzweifelt stocherte er mit dem Reißzeug auf dem Weltatlas herum.

»Wo suchst du denn?« brüllte Meister Antifer. »Doch nicht westlich von Paris, ostwärts, ungedienter Binnenzivilist!«

Der arme Tregomain war jetzt völlig durcheinander. Meister Antifer mußte die Hand seines Freundes nehmen und bis zum Schnittpunkt des 55. Längengrades und des 24. Breitengrades führen. Gildas Tregomain schwitzte wie ein Schüler, der mit einem Brett vorm Kopf vor der Wandtafel steht. Da aber auch Meister Antifers Hand zitterte, konnte keiner den gesuchten Schnittpunkt von Längen- und Breitengrad finden.

Meister Antifer wollte schon den Zirkel in die Ecke werfen, da hielt er aber einen Moment inne und rief nach Juhel, daß der Kitt aus den Fensterrahmen sprang. Der Neffe stand sofort in der Tür.

»Onkel?«

»Wo liegt die Insel Kamyk Paschas?«

»Da, wo sich Breite und Länge schneiden«, antwortete Juhel.

»Schlaumeier. Du sollst mir die Insel auf der Karte suchen.«

»Jawohl, Onkel.«

»Sag gleich dazu, welche Länder der Längengrad berührt, damit unser unpatentierter Frachtschiff er etwas lernt.«

»Wir beginnen im Franz-Josephs-Land«, sagte Juhel, »streifen Nowaja Semlja, Rußland, den Aralsee, Turkestan, Persien, wir springen übers Meer und landen in Maskat.«

»Wie? Wo? Muskat?« fragte Tregomain.

»Maskat, wie kommst du Abstinenzler denn auf Muskat?« schmettete Meister Antifer. »Wir sind noch lange nicht fertig, Juhel. Du mußt noch den Schnittpunkt der Bogenminuten bestimmen.«

Der Neffe nahm nochmals den Zirkel zur Hand und stach ihn zweimal ein.

»Nun?« sagte Meister Antifer.

»Der fragliche Ort befindet sich nicht mehr auf dem Territorium des Imams von Maskat, sondern ein Stückchen ostwärts im Golf von Oman.«

»Das war ja klar«, meinte Meister Antifer.

»Wieso?« fragte Gildas Tregomain.

»Weil wir eine Insel suchen, Limonadenschiffer, hast du vielleicht von einer Insel gehört, die mitten im Land liegt?«

»Freilich. Die Ile de France.«



»Wo liegt denn die verdammte Insel?« schrie Meister Antifer. »Im allgemeinen dort, wo Länge und Breite sich schneiden«, antwortete gehorsam der frisch gebackene Kapitän.

»Zur Strafe für diese Antwort fährst du mit mir übers Meer nach Arabien, damit du endlich das Fürchten lernst, Freund Tregomain. Du und Juhel, ihr geht jetzt und packt eure Sachen. Vite vite, das nächste Schiff nach Port Said kann schon in ein paar Stunden in See stechen.«

9

Am frühen Morgen des 21. Februar glitt der englische Kohlendampfer *Steersman* aus dem Hafen von St. Malo und nahm mit eintretender Ebbe Kurs nach Westen. Zwei Frauen, die an der Kaimauer standen, wurden schnell kleiner, bis sie im Morgendunst nicht mehr von den rundlichen Pollern zu unterscheiden waren.

In der einzigen Passagierkajüte des 900 t großen Dampfschiffes waren drei Fahrgäste einquartiert: Pierre-Servan-Malo Antifer, Gildas Tregomain und Kapitän Juhel. Der Lastschiffer wäre viel lieber auf dem Schienenweg ins Morgenland gefahren, denn auf hoher See gab es für ihn keine zarten Flußnymphchen mehr, sondern nur noch die unberechenbaren Launen Neptuns. Der Notar Ben Omar und sein Gehilfe hatten sich für die Eisenbahnfahrt entschieden, denn die drei Malouins zogen es vor, auf der Überfahrt unter sich zu sein. Außerdem kannte Meister Antifer den Kapitän der *Steersman* von früher her, und an Bord eines Schiffes fühlte er sich allemal wohler als inmitten schwatzender Landratten in einem schlechtgederten Zug.

Unter Volldampf hielt sich der Dampfer mit 9 Knoten Geschwindigkeit längs der Küste. Der Binnenschiffer sah wehmütig zum Land hinüber, und bei jeder leichten Schaukelbewegung des Schiffes hielt er sich krampfhaft an einer Bank des Achterdeckes fest. Meister Antifer beobachtete ihn voller Schadenfreude, dann machte er ihm auch noch gehörig vor der Seekrankheit Angst, die der Lastkapitän voll Entsetzen auf sich zukommen sah. Gegen Abend änderte die *Steersman* den Kurs leicht nach Süden und lief in den Canal du Four zwischen dem bretonischen Festland und der Ile d'Ouessant ein.

Der Wind stand nun genau von vorn, dennoch war der Seegang erträglich. Die drei Passagiere konnten zwischen 20 und 21 h beruhigt ihre Kojen aufsuchen.

Gildas Tregomain fand lange keinen Schlaf, und als er gegen Morgen endlich eingeschlummert war, träumte er von einer fürchterlichen Seekrankheit, die mit Schwindsucht, Blindheit und Lähmungen endete. Als er schweißgebadet aufwachte und aus den Federn kroch, wunderte er sich, daß er überhaupt noch gehen konnte, und hernach wagte er sich sogar freihändig aufs Deck, obwohl der Dampfer schlingerte und stampfte. Als er den Kopf vorsichtig aus der Decksluke streckte, entdeckte er zu seiner großen Überraschung Freund Antifer längelang ausgestreckt, stöhnend, rülpsend und mit leichenblassem Gesicht. Kein Zweifel, der alte Seebär Antifer war unpäßlich wie die Gattin eines englischen Oberhausmitglieds auf der Überfahrt von Folkestone nach Boulogne.

Als der angeschlagene Küstenfahrer das pausbäckige Gesicht seines Freundes Tregomain erblickte, gab er wieder Lebenszeichen von sich und begrüßte den Frachtschiffer mit einem Schwall von Flüchen.

»Himmisakrasackundasche! Zehn Jahre Pensionierung reichen aus, und ein alter Küstenskipper leidet schlimmer als ein hundsgewöhnlicher Kahnfahrer.«

»Wenn ich dich verbessern darf, lieber Freund«, sagte Tregomain gütig, »ich leide überhaupt nicht.«

»Du hättest wenigstens aus Solidarität mit mir seekrank werden müssen.«

»Tut mir leid, Antifer, aber es ging beim besten Willen nicht.«

»Ich sage es ja immer: in der Not verlassen einen die besten Freunde.«

Es dauerte glücklicherweise nicht lange, bis Meister Antifer wieder auf den Beinen stand. Die *Steersman* rollte noch durch die sturmgepeitschte Biscaya, da hatte sein Magen wieder Firnis angenommen. Er selbst wußte sehr wohl, daß Seeleute nach langem Landleben nicht gegen die Seekrankheit gefeit sind; aber es kränkte ihn, daß er sich als alte Teerjacke vor dem Flußkapitän diese Blöße gegeben hatte.

In der folgenden Nacht geriet die *Steersman* in der Höhe von La Coruña und El Ferrol in so schwere See, daß der Kapitän schon entschlossen war, einen Hafen anzulaufen, hätte Mei-

ster Antifer ihn nicht überredet, in sicherer Entfernung von der spanischen und portugiesischen Küste tapfer nach Süden zu steuern. Der Malouin wollte möglichst früh in Port Said eintreffen, um das Schiff nicht zu verpassen, das nur einmal im Monat zwischen Suez und dem Persischen Golf verkehrte.

Kaum hatte Meister Antifer wieder Oberwasser, da sprach er von nichts anderem als von seiner Insel im Persischen Golf. Juhel mußte ihm dauernd beweisen, daß die Sextanten und Chronometer, mit deren Hilfe die Insel im Golf von Oman aufgespürt werden sollten, ausgezeichnet funktionierten. Aber auch dann war er noch nicht zufrieden; der Gedanke, ab Suez den Notar wieder ertragen zu müssen, störte ihn empfindlich.

»Dieser Omar ist mir ganz und gar nicht geheuer«, sagte er eines Tages zu seinen Freunden. »Ich werde mir ihn unter die Lupe nehmen.«

»Vielleicht treffen wir ihn überhaupt nicht wieder in Suez«, meinte Gildas Tregomain.

»Schön wär's!« rief Meister Antifer. »Aber der läuft uns nach wie ein geprügelter Hund. So wie es ihm auch nicht zuviel war, mitten im Winter nach St. Malo zu fahren.«

»Wir müssen ihn jedenfalls gut im Auge behalten«, sagte Juhel. »Der Kerl ist keinen Schuß Pulver wert, wie auch sein Famulus Nazim.«

»Den Eindruck habe ich auch«, warf Tregomain ein. »Dieser Nazim sieht im gleichen Maß wie ein Sekretär aus, wie ich für einen Konteradmiral der Kriegsmarine durchgehen könnte.«

»Was weißt du denn schon vom Aussehen ägyptischer Sekretäre«, rief Meister Antifer. »Im Orient sieht jeder Schuhputzer wie ein Wüstenscheich aus, wenn er sich einen Schnauzbart wachsen läßt. Daß dieser Sekretär nicht einmal Französisch spricht, ist freilich etwas seltsam; vielleicht hätten wir einiges aus ihm herausquetschen können.«

»Wenn sich schon der Prinzipal nicht aushorchen läßt, wie soll dann erst der Kommissar etwas sagen, Onkel Pierre?« sagte Juhel. »Ich finde, wir sollten uns eher um jenen Saouk kümmern.«

»Der schert mich so wenig wie die notarielle Brillenschlange«, antwortete Meister Antifer.

»Paß auf, alter Freund«, sagte Gildas Tregomain, »mit diesem Omar muß du leider immer rechnen. Er ist vertraglich verpflichtet, dich zu deiner Insel zu begleiten; außerdem ist er hinter seiner Million Provision her, und wenn schon du als nordischer Bretone so hitzig deinem Geld nachjagst, wie kannst du es dann diesem Orientalen verübeln?«

Meister Antifer sagte nichts mehr, denn er schaute jetzt gebannt zum Land hinüber. Die *Steersman* passierte in diesem Augenblick das Kap von Sao Vicente an der Südwestspitze Portugals, und die Dampfpeife, mit der Kapitän Cip das Kloster an der Küste begrüßte, erstickte jeden Laut. Kurz darauf zeigte sich der Klosterprior mit ein paar altgedienten Mönchen auf der Balustrade; tutend und mit christlichen Segenswünschen versehen, umrundete die *Steersman* das Kap und nahm Kurs auf den Golf von Cadiz.

Nach Einbruch der Dunkelheit huschten auf der Backbordseite die Lichter von Cadiz vorüber, und wenig später sahen die Passagiere von steuerbord die Leuchtfeuer von Kap Spartel in Marokko blinken. Dann tauchte backbord Tarifa auf, und im Nu schwamm der Dampfer in der Straße von Gibraltar, wo ihn eine kräftige Strömung rasch vorwärtstrieb, auf die Felsen von Ceuta zu. Den ganzen folgenden Tag über standen die Passagiere an der Reling und ließen das Panorama der afrikanischen Küste staunend an sich vorüberziehen. Nachdem der rauhe bretonische Winter hinter ihnen lag, konnten sie sich an den Hängen von Oran, an dem unter der Kasbah wie ein Amphitheater angelegten Algier, an dem zwischen Felstürmen versteckten Bougie, an Philippeville und Bône nicht satt sehen.

Am Vormittag des 5. März ließ der Dampfer auf der Höhe von Kap Engela das Land steuerbord liegen und hielt auf Kap Bon zu. Bei Sonnenuntergang waren die Hügel von Karthago weit im Süden für kurze Zeit zu erkennen; als die *Steersman* Kap Bon passierte und ins offene Meer lief, lagen die Passagiere längst in ihren Kojen. Im Lauf des folgenden Tages zogen Malta und Gozzo vorüber, hie und da tauchten zerstreute Inselchen auf.

»Wir können von Glück sagen«, wandte sich Juhel an seinen Onkel, »daß Kamylyk Pascha sein Vermögen nicht auf einer dieser Inseln eingebuddelt hat.«

»Wieso? Wir hätten nicht so weit zu fahren brauchen.«

»Aber wir hätten die Insel vielleicht nicht mehr gefunden. In dieser Gegend steigen und fallen die Inseln, wie es Meister Vulkan beliebt.«

Unter blauem Himmel, mit einem leichten Wind von achtern, schoß die *Steersman* durchs Mittelmeer. In der Nacht vom 6. auf den 7. März stiegen die Lichter von Alexandria über den Horizont, und frühmorgens wurde der Dampfer im Hafen von Port Said gemeldet.

In Port Said, an der Einmündung des künftigen Suezkanals, erblickten die Passagiere das vertraute Bild französischer Ansiedlungen mit Villen, Kathedralen und Friedhöfen. Hinter den Häusern Port Saids schimmerte ein grünlicher Binnensee, auf dem Fischerboote zwischen kleinen Inseln umhersegelten.

Meister Antifer verabschiedete sich schnell vom Kapitän der *Steersman*, kaum daß der Dampfer an der Reede angelegt hatte, und die drei Bretonen erwischten gerade noch den Zug nach Suez. Als die Männer dort die Bahnhofshalle durchquerten, entdeckten sie zwei altbekannte Gesichter: Ben Omar und Nazim.

Auf einen Wink Meister Antifers versuchten die Malouins, sich an den Ägyptern vorbeizudrücken, aber Ben Omar hatte sie schon längst gesehen und kam unter zahllosen Verbeugungen auf sie zu.

»Allah sei Dank, daß Sie hier sind«, sagte er unterwürfig. Meister Antifer marschierte unbeirrt weiter.

»Herr Antifer«, winselte der Alexandriner, »kennen Sie mich nicht mehr?«

»Kennen wir diesen seltsamen Herrn?« sagte Meister Antifer zu seinen Begleitern.

»Ja doch«, antwortete Gildas Tregomain, der mit dem armen Ben Omar Mitleid hatte, »das ist der Notar.«

»Ja natürlich«, rief Meister Antifer, »wie geht's denn, was machen Sie eigentlich in Suez?«

»Ich warte schon ein paar Tage auf Sie, Herr Antifer«, antwortete der Notar, »wir hatten uns doch hier verabredet!«

»Verabredet?« sagte Meister Antifer ungläubig. »Wir? Wieso hätte ich mich denn ausgerechnet mit Ihnen verabreden sollen?«

»Haben Sie das Testament vergessen? Wir müssen doch zusammen zu jener Insel reisen!«

»Jene Insel ist meine Insel, haben Sie verstanden, Ben Hummer? Und jetzt auf Wiedersehen.«

Als die drei Bretonen den Bahnhof verlassen wollten, stellte sich Ben Omar ihnen wieder in den Weg:

»Wollen Sie mir verzeihen, Herr, aber erlauben Sie mir eine ganz ganz kleine Frage; wo steigen Sie ab in Suez?«

»Im christlichen Hospiz«, antwortete Meister Antifer.

»Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn Sie sich in unserem Hotel einmieten würden, Herr Antifer?«

»Von mir aus. Wir bleiben doch nur 48 h hier.«

»Soll das heißen, daß Sie noch Weiterreisen wollen, Herr Antifer?«

»Allerdings. Übermorgen läuft der Dampfer *Oxus* mit Kurs auf Bombay von hier aus.«

»Bombay! Dampfer! Allah, womit habe ich das verdient?« jammerte der Notar.

Doch die drei Bretonen hörten ihn schon nicht mehr klagen, denn sie mußten zusehen, daß ihr komfortables Reisegepäck vollzählig in ihr Hotel geschafft wurde. Meister Antifer blieb gleich am Strand vor dem Hotel sitzen, während Juhel und Tregomain die Gassen von Suez durchstreiften, den Hafen besuchten und das leerstehende Haus besichtigten, in dem General Bonaparte einstmals Quartier bezogen hatte.

Eine Zeitlang blickte Meister Antifer versonnen auf das glitzernde Rote Meer hinaus, aber plötzlich sah er aus den Augenwinkeln eine verdächtige Gestalt, und als er sich umdrehte, entdeckte er den Notar und dessen Sekretär, die offensichtlich jeden seiner Schritte überwachten. Der Malouin benahm sich, als hätte er nichts gesehen; dabei nahm er sich vor, auf alle Bewegungen der beiden Ägypter aufmerksamer als zuvor zu achten.

Der zukünftige Multimillionär konnte es nicht erwarten, bis die *Oxus* am 11. März seeklar war. Die drei Bretonen waren die ersten Passagiere, die an Bord gingen und sich in ihrer Kabine einrichteten. Als sie sich wieder an Deck zeigten, kamen gerade die Ägypter die Gangway herauf, und der Notar ging freudestrahlend auf Meister Antifer zu. Doch der Malouin wies ihn schroff zurück.

»Herr Ben Omar«, sagte er, »wir sind zwar gezwungen, zusammen an Bord desselben Schiffes zu reisen, aber ich bin dafür, daß sich jeder von uns in seiner Ecke hält und daß vor

allein Sie erst dann wieder zum Vorschein kommen, wenn die Hebung meines Erbguts zu quittieren ist. Danach sehen wir uns hoffentlich nie mehr wieder, weder in dieser noch in einer anderen Welt.«

Der Notar zog sich gekränkt zurück. Die *Oxus* schwamm schon mitten im Golf von Suez, bald schaukelte sie gewaltig im Roten Meer, das der Wind von den arabischen Wüsten aufwühlte. Die drei abgehärteten Bretonen genossen die Fahrt in vollen Zügen, auch der Sekretär Nazim blieb die meiste Zeit an Deck, während der Notar schon ein paar Stunden nach dem Auslaufen in seiner Kabine verschwand und sich an den folgenden Tagen weder auf Deck noch im großen Salon noch im Speisesaal sehen ließ. Bei Windstille konnte man ihn tief unten in seiner Kabine stöhnen hören; das war das einzige Lebenszeichen, das er noch gab. Der Lastschiffer erbarmte sich schließlich und besuchte Ben Omar an seinem Schmerzenslager. Als Tregomain wieder zu seinen Freunden stieß, fragte ihn Meister Antifer grinsend: »Was macht dein Omar? Ist er immer noch nicht leer?«

»Bald, Antifer. Geh du auch einmal zu ihm.«

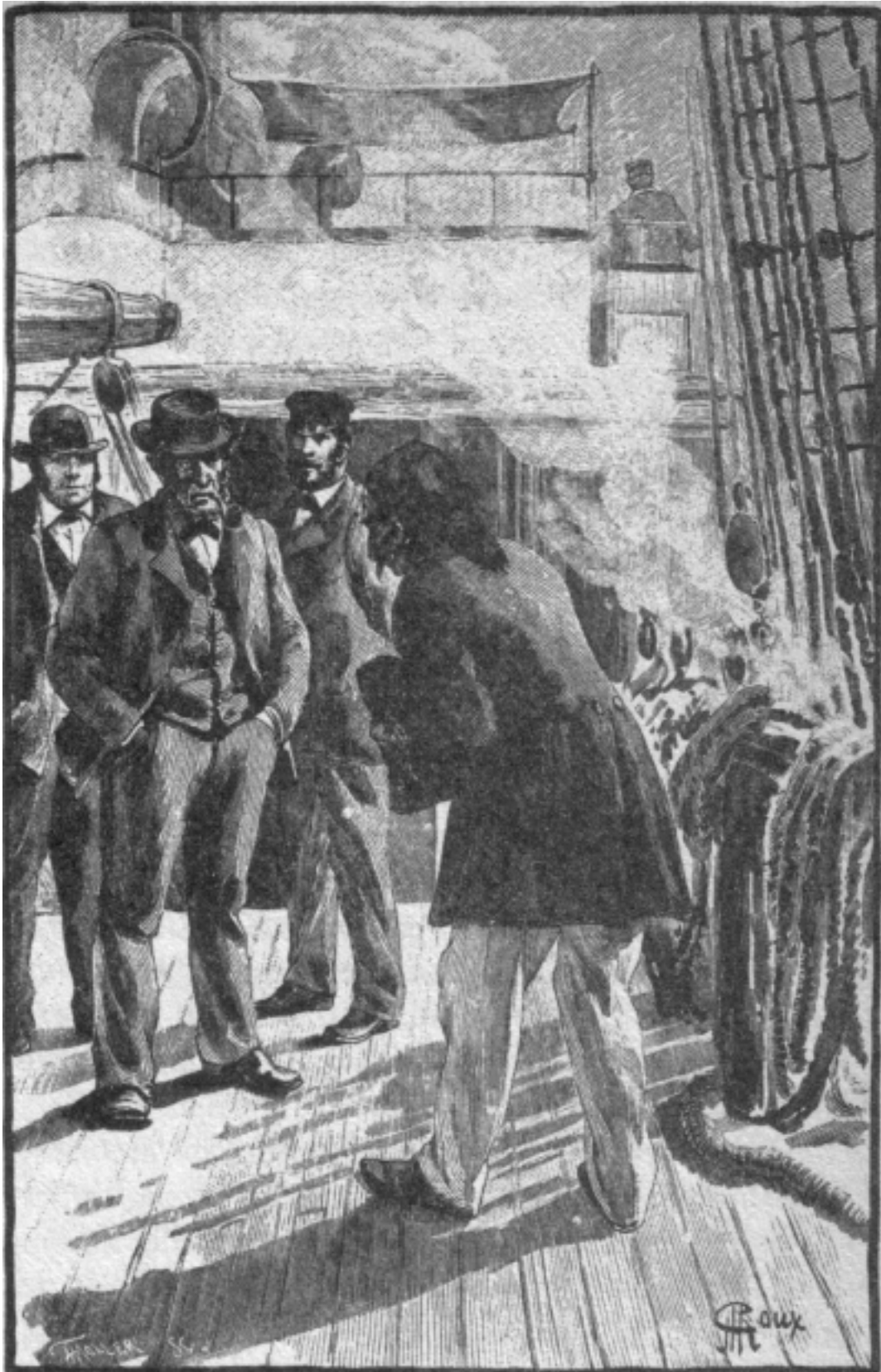
»Jetzt noch nicht, erst wenn er bratfertig ausgenommen ist.«

Meister Antifer wäre übrigens froh gewesen, wenn der Sekretär seinem Prinzipal nachgeeifert hätte und sich ebenfalls für die Dauer der Schiffsreise verzogen hätte. So lungerte er die ganzen Tage auf Deck herum und hielt sich immer in der Nähe der Bretonen, obwohl er ihre Unterhaltung angeblich nicht verstehen konnte.

Am 15. März sahen die Reisenden das Land auf beiden Seiten immer enger zusammenrücken. Die *Oxus* durchfuhr bald das engste Stück der Straße Bab-el-Mandeb und ließ die britische Insel Perim backbord liegen. Wenig später grüßten die drei Bretonen von der Steuerbordreling die Trikolore, die am Fahnenmast des französischen Forts Obok flatterte. Dann wendete der Dampfer nach Osten und nahm Kurs auf Aden, wo sich einige Passagiere ausschiffen wollten.

Als der Dampfer in dem britischen Hafen anlegte, wankte plötzlich der Notar auf Deck. Er konnte sich nur stark gekrümmt auf den Beinen halten.

»Herr Ben Omar!« begrüßte ihn Meister Antifer, »Sie haben sich während der Überfahrt aber nicht zu Ihrem Vorteil verändert. Ich will Ihnen ja keine Angst machen; aber den Rest



Die drei abgehärteten Bretonen genossen die bewegte Seefahrt in vollen Zügen, nur der Notar verfügte sich Bald nach der Abfahrt unter Deck und ward nicht mehr gesehen.

der Fahrt werden Sie wohl nicht mehr erleben. Ich gebe Ihnen einen guten Rat: bleiben Sie hier in Aden.«

»Nichts lieber als das«, preßte Ben Omar zwischen seinen eingefallenen, blau angelaufenen Lippen hervor. »Könnten Sie nicht ein paar Tage mit mir an Land bleiben und den nächsten Dampfer abwarten?«

»Tut mir Leid, Ben Omar«, antwortete Meister Antifer, »aber ich möchte Ihnen so schnell wie möglich Ihre Provision auszahlen, danach können Sie Landurlaub nehmen, solange Sie wollen.«

»Wie weit ist es denn noch?«

»Ach je, das läßt sich mit ein paar Worten nicht schildern.«

Schwer geknickt schleppte sich der Notar zurück in seine Kabine. Juhel und Tregomain waren von Bord gegangen, um die britische Kronkolonie zu besichtigen. Meister Antifer saß unterdessen auf Deck und brütete vor sich hin; die Abfahrt der *Oxus* konnte er nicht erwarten, obwohl er eine Schlechtwetterfront aufziehen sah. Am nächsten Nachmittag lief der Dampfer aus. Die Amphitrite des Indischen Ozeans schien über den Besuch der bretonischen Reisegesellschaft überhaupt nicht entzückt, schon bald nach Verlassen des Hafens wurde die *Oxus* von einem heimtückischen Seegang gepackt und bös umhergeworfen. Erst dicht unter der Küste von Hadramut fand der Kapitän nach langem Lavieren ruhigeres Fahrwasser, nachdem der Wind nach Nordost umgesprungen war.

Nach drei Tagen Fahrt legte der Dampfer im arabischen Hafen Birbat an, stach aber nach 12 h schon wieder in See. Meister Antifer hatte auch dieser Aufenthalt wieder zu lange gedauert, zumal bis Maskat noch drei Tage Fahrt vor den Reisenden lagen. Er war allmählich dazu übergegangen, nicht nur nachts, sondern auch tagsüber von der Diamantengrotte zu träumen, die er auf seiner Insel zu finden hoffte. In lichterem Momenten machte er sich auch Gedanken über den Abtransport seiner Schätze. Juhel hatte die Frage angeschnitten.

»Wieviel wiegt eigentlich eine Million in Gold, Onkel Pierre?«

»Etwa 322 kg«, antwortete Meister Antifer. »Ist dir auch klar, Onkel, daß wir mehr als 300 Träger anstellen müssen, damit wir dein Erbteil von Ort und Stelle schaffen können?«

»Du kommst dir wohl ungeheuer schlau vor«, sagte Meister Antifer, »seit du deine Überseeprüfung gemacht hast. Aber dein Onkel mit dem Küstenfahrerpatent weiß schon, was er macht. Den Löwenanteil des Vermögens bilden nämlich Diamanten, so daß ich meine Millionen fast alleine forttragen kann. Ach, Leute, wenn ich mir so vorstelle, wie ich meine Brillanten den besten Juwelieren von Paris und London vorlege . . .«

»Willst du denn alle zu Geld machen?« fragte Tregomain.

»Nein, Kistenschlepper, den schönsten behalte ich für mich und lasse ihn mir in mein Leibchen einnähen. Eine ganze Million will ich unter dem Hemd tragen!«

»Die Frauen von St. Malo werden sich um dich reißen, Freund Antifer!«

»Du bekommst auch ein Steinchen, das du dir an deinen Ring montieren kannst, damit du auch als Binnenschiffer noch einmal Chancen hast.«

»Du unterschätzt mich, Antifer, ich kenne nämlich in St. Servan eine stabile, verwitwete Lebensmittelhändlerin . . .«

»Was? Eine Krämersfrau! Wie wird denn das aussehen, du mit einer Käsehändlerin, wenn Juhel mit seiner Zarentochter und Enogate mit ihrem Prinzen bei mir den Salon führen!«

Als Tregomain und Juhel allein waren, trösteten sie sich gegenseitig über die verletzenden Reden des Meisters Antifer und berieten, wie man ihn denn wieder auf den Boden der Tatsachen zurückführen könne. Am Horizont tauchte auch schon Land auf; die *Oxus* hielt Kurs auf den Hafen von Maskat.

10

Der Dampfer hatte schon längst am Pier festgemacht, da war der Notar immer noch nicht an Deck erschienen. Meister Antifer schickte schließlich drei Matrosen zu den Kabinen hinunter. Gleich hörte man es aus dem Bauch des Schiffes jammern und stöhnen; was die Seeleute dann hinter sich herschleiften, war kein Mensch aus Fleisch und Blut mehr, nur noch ein fadenscheiniger Sack, aus dem ein paar Knochen hervorschauten.

Meister Antifer überredete seine Begleiter dazu, den Ägypter sich selbst und seinem Sekretär zu überlassen. Wenig später betraten die drei Bretonen den Boden des Imams von Maskat, des Souveräns über ein weitverzweigtes Reich und 10 Millionen Untertanen aller Nationalitäten. Man hatte den Franzosen geraten, sich möglichst bald nach der Ankunft an den französischen Konsul zu wenden, um unangenehme Nachforschungen und Bespitzelungen der einheimischen Geheimpolizei zu vermeiden. Doch zuvor suchten sie ein empfohlenes englisches Hotel auf und ließen sich ihr Gepäck bringen; von seinem Chronometer wollte sich Meister Antifer am liebsten überhaupt nicht mehr trennen.

Der französische Konsul staunte nicht schlecht, als die drei stämmigen Landsleute in seinem Vorzimmer standen. Er stellte sich als Joseph Bard vor, Provençale und im Nebenberuf Textilhändler.

»Das trifft sich ausgezeichnet«, sagte Antifer, nachdem auch er sich und seine Begleiter vorgestellt hatte. »Wir sind von Beruf zwar alle drei Seeleute, haben aber diesmal den Auftrag übernommen, im Imamat von Maskat für eine namhafte Handelsgesellschaft aus St. Malo eine Filiale aufzubauen.«

»Eine sehr gute Idee«, antwortete Konsul Bard. »Sie eröffnen Ihr Büro am besten gleich hier in Maskat, denn hier laufen die Handelsverbindungen mit Persien, Indien, Mauritius, Reunion, Sansibar und der ganzen afrikanischen Küste zusammen.«

»Und womit wird hier gehandelt?«

»Mit Früchten, Fisch, Schildpatt, Gummiarabikum, Öl, Reis, Kaffee und Plätzchen. Nicht zu vergessen die Perlenausfuhr, die jährlich einen Gewinn von Millionen abwirft. Die Hindukaufleute haben allerdings ein Monopol auf diesen Handel und würden jede Konkurrenz zum Teufel jagen.«

»Welche Chancen bieten sich außerhalb Maskats?«

»Dort würden Sie überall mit den einheimischen Kaufleuten Schwierigkeiten bekommen.«

Jetzt war Juhel an der Reihe mit seinen Fragen. Meister Antifer hatte seinen kartenkundigen Neffen nämlich beauftragt, den Konsul nach einer Hafenstadt zu fragen, die möglichst nahe an der gesuchten Insel lag. Die Reisenden erfuhren ihren Namen auch gleich: Sohar. Und Monsieur Bard fügte hinzu, daß Seine Hoheit, der Imam von Maskat, dort seine Sommerresidenz aufschlage.

»Seine Hoheit ist zur Zeit in Maskat«, sagte er zu den Bretonen, »Sie können sich bei ihm gleich die Konzession für Ihr Büro holen. Je mehr Sie dafür springen lassen, desto schneller wird Ihr Antrag erledigt werden.«

»Ich wollte noch gerne wissen«, wandte sich Juhel an den Konsul, »wie wir am besten nach Sohar kommen.«

»Mit der Karawane. Pferde- oder gar Eisenbahnen haben wir hier noch nicht. Sie können natürlich auch zu Fuß gehen. Aber mir fällt gerade ein, daß morgen früh eine Karawane von hier nach Sohar aufbricht.«

»Muß es denn eine Karawane sein?« fragte Gildas Tregomain. »Wir sind schließlich keine Kavalleristen, sondern anständige Seeleute, und ich sehe nicht ein, weshalb wir die 200 km bis Sohar nicht auf dem Wasserweg zurücklegen sollen.«

»Wenn Sie es sich leisten können, ein größeres Handelsschiff mit bewaffneter Mannschaft zu mieten, dann können Sie freilich auch den Seeweg nehmen«, antwortete der Konsul. »Andernfalls laufen Sie Gefahr, von unseren einheimischen Piraten in die Zange genommen und ausgequetscht zu werden.«

Meister Antifer entschied sich daraufhin endgültig für den Landweg, zumal er an den Rückweg mit 100 Millionen im Reisegepäck dachte. Die Bretonen verabschiedeten sich danach von Konsul Bard und versprachen ihm, nach Eröffnung des Büros mit ihm auch übers Geschäft zu sprechen.

Unterdessen war es Nazim-Saouk gelungen, den leidenden Notar ebenfalls in das englische Hotel zu schleppen. Dort ließ er ihn nicht lange zu Kräften kommen, sondern beschimpfte ihn wegen seiner Seekrankheit und der Unfähigkeit, aus Meister Antifer das Reiseziel herauszulocken. Um endlich die lang ersehnte Ruhe zu finden, versprach Ben Omar, bis zum Abend die Lage der vergrabenen Schätze in Erfahrung zu bringen.

Die drei Bretonen kehrten erst spät in ihr Hotel zurück. Juhel und Gildas Tregomain hatten Freund Antifer durch die Straßen Maskats geschleift, gegen seine Willen, denn er hatte kein Auge für Konditoreien und Glasperlenbuden; immer wieder ließ er seinen Blick über den Golf von Oman schweifen, aus dem seine Schatzinsel irgendwo auftauchen würde. Der Notar hatte die drei Malouins zurückkommen hören. Kaum hatte sich die Tür hinter ihnen geschlossen, da öffnete

sie sich wieder einen Spalt breit, und Ben Omar streckte seine lange Nase in das Zimmer.

»Herr Antifer, dürfte ich Sie vielleicht eine Kleinigkeit fragen?«

»Hier gibt es nichts zu fragen. Morgen früh um 6 h ist Wecken, dann heißt es ohne Tritt marsch. Gute Nacht.«

Das Jammergewinsel des Notars war schon nicht mehr zu hören, denn Meister Antifer hatte die Tür geräuschvoll zugeknallt. Die Bretonen legten sich unverzüglich schlafen, um ihre Kräfte für den Ritt durch die Wüste zusammenzuhalten. Als die Reisenden am nächsten Morgen am Sammelpunkt der Karawane eintrafen, kamen sie wegen des Frachtschiffers in einige Verlegenheit. Meister Antifer und Juhel fanden gleich zwei kräftige Maultiere, nur Tregomain suchte verzweifelt nach einem Esel mit ausreichendem zulässigem Gesamtgewicht. Auf Zureden Juhels gab er sich schließlich mit einem zweihöckrigen Kamel zufrieden, das er nach kurzer Zeit fast ebenso sicher durch das Sandmeer zu lenken verstand wie seine *Charmante Amélie* durch die Rance. Unter dem Gewicht des Frachtschiffers mußte dieses Wüstenschiff tiefer in die Knie gehen als gewöhnlich, so daß Gildas Tregomain, von seinen eigenen Fettpolstern zusätzlich abgefangen, trotz der Unebenheiten des Weges wie in einer spätrömischen Sänfte von Maskat abreiste.

Die Bretonen hielten sich an der Spitze der aus etwa 100 Arabern und Hindus bestehenden Karawane, die beiden Ägypter ritten am Schluß. Ben Omar hatte sich, da er nicht schwindelfrei war und sich vor einem Sturz fürchtete, das kleinste Eselchen der ganzen Karawane ausgesucht, so daß seine Füße am Boden entlangschleiften.

Während des Ritts kam Meister Antifer mit einigen arabischen Kaufleuten ins Gespräch. Als er hörte, wie streng der Imam alle Handelsstraßen überwachen ließ und wie genau seine Zollbeamten jeden Reisenden kontrollierten, schwand ihm vollends der Mut, zumal er den heißen arabischen Wind nur schlecht vertrug. Er wußte jetzt, daß es bedeutend leichter war, die Insel mit dem Schatz zu finden als die präziösen Fässer heil und vollzählig nach Hause zu befördern. Bis zum Hafen Sohar mochte zwar alles gutgehen, aber spätestens auf dem Weg nach Maskat mußte er damit rechnen, daß sich die Schergen des Imams auf seine Spur setzten und ihm sein Ver-



*»Herr Antifer, dürfte ich Sie vielleicht etwas fragen?«
»Ab ins Bett, Ben Omarlein! Morgen um 6 ist Wecken,
dann heißt es ohne Tritt marsch und nun gute Nacht!«*

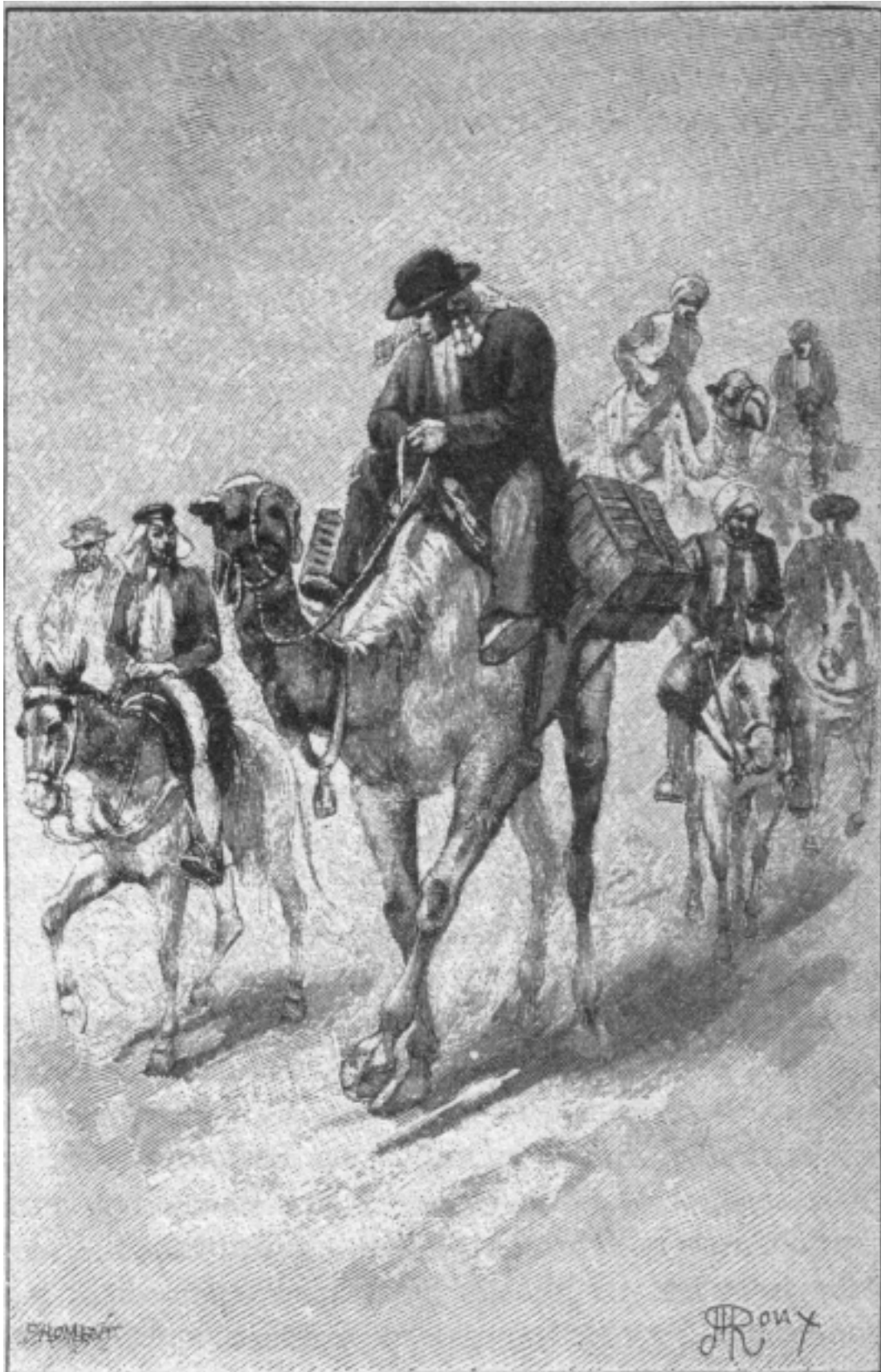
mögen zugunsten der maskatischen Staatskasse wieder abjagten. Im stillen verfluchte er Kamyk Pascha, der so kurzsichtig gewesen war, sein Erbgut auf einer zum Machtbereich eines orientalischen Potentaten zählenden Insel zu hinterlassen.

Juhel und Tregomain spürten sehr wohl, was hinter der vier-schrötigen Stirn Antifers vorging, aber sie hüteten sich, ihn auf seine Stimmung anzusprechen. Juhel war außerdem viel zu sehr mit sich selbst und seinem Heimweh nach dem Haus in der rue des Hautes-Salles beschäftigt, und der Frachtkapitän döste in seinem sicheren Sitz zwischen den beiden Höckern vor sich hin, während das Kamel wie das Schiff der Phäaken seinen Weg alleine fand.

Nach einer Strecke von mehr als 40 km wurde neben einem Fließchen das Nachtlager aufgeschlagen. Die Araber knieten sich alsbald nieder, um ihre Gebete zu verrichten, und der Notar, dessen Esel sich plötzlich mit den Vorderhufen gegen die Erde stemmte, sauste in flachem Bogen aus dem Sattel und legte sich neben seine Glaubensgenossen, Kopf mit drei Strich Abweichung gegen Mekka.

Am nächsten Tag zog die Karawane durch eine öde, flache Landschaft ohne jede schützende Vegetation; die ungedämpfte Hitze machte den Europäern erheblich zu schaffen. Einer der Araber, ein gutaussehender, jüngerer Mann, lenkte sein Tier neben Meister Antifer und sprach ihn auf englisch an. Leider verstand der Malouin außer ein paar Seefahrerausdrücken die Sprache der Angelsachsen nicht. Juhel wurde als Dolmetscher herbeizitiert, von ihm erfuhr Meister Antifer, daß der Araber Fremdsprachensekretär der britischen Gesandtschaft in Maskat war und sich bereit erklärte, den Franzosen mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Juhel kam mit dem Araber, der sich als Selik vorstellte, schnell ins Plaudern und antwortete ihm auf die Frage, was ihn und seine Begleiter hierherführte, mit der Lesart seines Onkels: man wolle ein Handelsbüro errichten und einen Standort dafür suchen.

Als Nazim-Saouk die Bretonen in freundlichem Einvernehmen mit dem Araber sah, ging eine neuerliche Schimpfkanonade auf den armen Notar nieder, den er allein für alle Schwierigkeiten verantwortlich machte. Von anderen arabischen Mitreisenden hatte der junge Ägypter gehört, daß Selik in Wirklichkeit Geheimagent des Imams war; falls sich dieser Beamte



Sicher steuerte der Frachtschiffer sein Kamel durch das Sandmeer, obwohl jede Bodenwelle das schwerbeladene Wüstenschiff ins Schwanken brachte.

insgeheim mit Meister Antifer verständigte und von dem Zweck seiner Reise erfuhr, war zu befürchten, daß die Agenten des Imams den Schatz ausheben würden, so daß damit auch die ersehnte Gelegenheit ausbliebe, dem Bretonen die 100 Millionen wieder abzujagen, nachdem er sie erst einmal gehoben hätte. Keiner der fünf Reisenden war zum Jubeln aufgelegt, als die ersten Reiter der Karawane am Vormittag des 27. März die am Horizont auftauchenden Mauern von Sohar begrüßten. Meister Antifer und Saouk kochten vor Wut, der Frachtschiffer hatte 10 Pfund abgenommen, der Notar zitterte vor seinem Sekretär, und Juhel war ganz einfach müde.

11

Als die Europäer das plan- und kunstlos angelegte Sohar besichtigten, begannen sie an dem hochgerühmten Geschmack des Imams von Maskat zu zweifeln, der sich diese Stadt als Sommerresidenz ausgesucht hatte. Die Bretonen waren freilich nicht wegen erlesener arabischer Architektur hierhergekommen, sondern wegen der günstigen geographischen Lage der Hafenstadt: sie liegt unter $54^{\circ} 29'$ östlicher Länge und $24^{\circ} 37'$ nördlicher Breite, damit 28 Bogenminuten westlich und 22 Bogenminuten südlich der Schatzinsel.

Selik führte die Schatzgräber in ein städtisches Übernachtungsheim, ein flaches Gebäude mit einem Innenhof, um den herum die Schlafzellen für die Gäste kreisförmig angeordnet waren. Als der Araber gegangen war, wollte Meister Antifer gleich wieder aufbrechen, ein Schiff mieten und auf den Golf von Oman hinausfahren. Juhel und Tregomain konnten ihn nur mit Mühe davon überzeugen, daß die europäische Reisegesellschaft nur den Verdacht der Behörden auf sich ziehen würde, wenn sie sich allzu auffällig bewegte. Wenn der Frachtschiffer diese Bedenken nicht in dem Maße teilte wie Juhel, so wollte er wenigstens noch eine Nacht in Sohar bleiben, um sich tüchtig auszuschlafen und seine verlorenen Pfunde wieder ersetzen zu können. Meister Antifer tobte zwar derart, daß sein Neffe befürchtete, er werde demnächst den Verstand verlieren, aber er beugte sich schließlich dem Druck der Mehr-

heit, zumal Juhel versprach, gleich am nächsten Morgen ein geeignetes Fahrzeug für die Überfahrt zur Schatzinsel zu besorgen.

Das Unternehmen erwies sich als schwieriger, als Juhel sich vorgestellt hatte. Als er Selik gegenüberstand, wußte er nicht, wie er seinen Plan vortragen sollte, ohne daß der Araber Verdacht schöpfte. Wie sollte er ihm erklären, warum drei Franzosen, die eine Geschäftsfiliale gründen wollen, bei ihrer Ankunft nichts Besseres zu tun haben, als ein Schiff zu chartern und auf dem Golf von Oman spazierenzufahren? Er redete sich schließlich darauf heraus, daß sein Onkel leidenschaftlicher Amateurgeograph sei und in der Zeit bis zur Eröffnung des Büros die Gewässer seines künftigen Gastlandes kennenlernen wolle.

Der Araber verkniff sich zwar ein Lächeln bei diesem Gespräch, aber er sagte Juhel zu, ein seegängiges Fahrzeug mit Mannschaft und Proviant zu besorgen und erklärte sich außerdem bereit, die Franzosen während ihres Ausflugs als Dolmetscher zu begleiten.

Meister Antifer war mit alledem vollauf zufrieden. Er hatte sich allerdings in den Kopf gesetzt, das Schiff müsse spätestens in zwei Stunden seeklar im Hafen von Sohar liegen. Als der Nachmittag verstrich und immer noch kein Selik auftauchte, steigerte sich seine Ungeduld zu einem Tobsuchtsanfall zweiten Grades, bis er den arabischen Dolmetscher gegen den energischen Widerspruch seines Neffen und Tregomains in Grund und Boden des Golfes von Oman verfluchte. Zu allem Unglück tauchte auch noch Ben Omar in seiner Nähe auf und bot Meister Antifer einen mehr als willkommenen Anlaß, seine Schimpftiraden von vorne zu beginnen. Juhel bangte ernstlich um den Fortgang ihrer Unternehmung und versuchte mit allen Mitteln, seinen Onkel dem Notar gegenüber zum Einlenken zu bewegen.

»Onkel Pierre, es hat keinen Zweck, wir müssen uns so oder so mit dem Notar arrangieren.«

»Ach was! Der Schuft hat mir meine Breite stibitzen wollen, statt mir seine Länge zu übergeben. Ich will die Kanaille nicht mehr sehen!«

»Hören Sie mich an, Onkel Pierre. Der Notar ist ein krummer Hund, zugegeben. Aber er hat das schwarz auf weiß verbürgte Recht, bei der Hebung des Schatzes zugegen zu sein.

Wenn Sie das Erbe Kamyk Paschas ohne sein Beisein an sich nehmen, kann Ihre Erbberechtigung angefochten werden, und wenn es dann zu einem Prozeß kommt, ziehen Sie vor jedem Gericht den kürzeren.«

»Mag sein.«

»Sie sehen die Folgen also voraus, Onkel Pierre, Gut, dann werde ich Ben Omar sagen, er soll sich zur Abfahrt fertigmachen.«

»Nein!« brüllte Meister Antifer. »Wenn ihr euch unbedingt mit dieser stinkenden Hyäne einlassen wollt, schert euch dorthin, wo euch dieser und jener holt! Ich bin doch nicht die Wohlfahrt und lade einen lausigen Schafskopf zu einer teuren Seereise ein!«

Mit diesen Worten trollte er sich und stapfte fluchend und gestikulierend davon. Als er außer Sichtweite war, traute sich der Notar etwas näher an Juhel und den Frachtschiffer heran und fragte unter zahllosen Verbeugungen, wie weit es bis zum Fundort des Schatzes noch sei. Juhel antwortete ihm, ohne zuviel zu sagen, und der warmherzige Tregomain tröstete den erschreckten Notar mit der Aussicht, daß die bevorstehende Reise nur zwei oder drei Tage dauern werde.

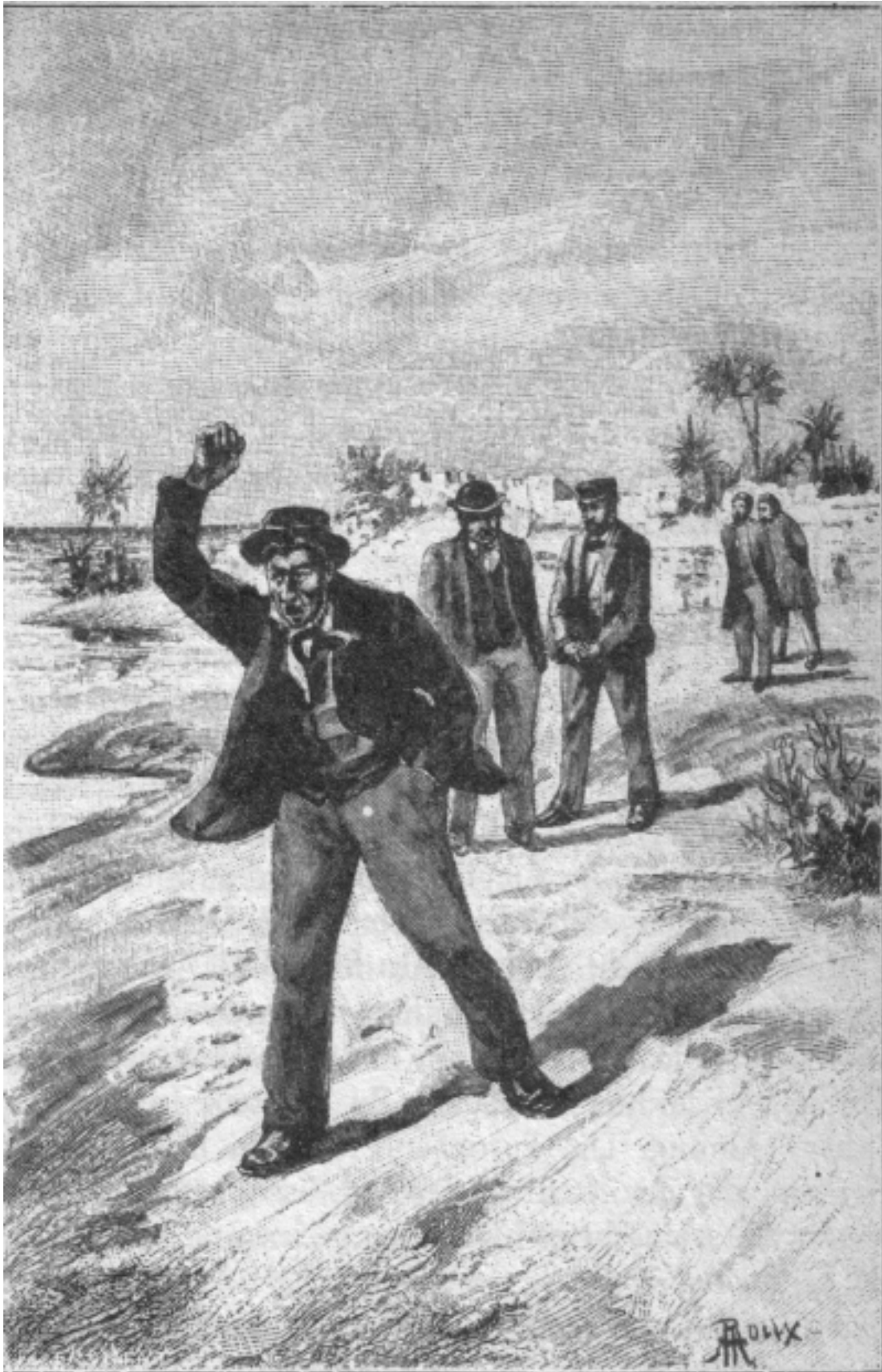
Inzwischen war es schon 15 h geworden, und der Araber war immer noch nicht zurück. Als Juhel und Tregomain gegen 17 h in das Übernachtungsheim zurückkehren wollten, kam Selik ihnen entgegen und entschuldigte sich. Er habe lange nach einem Fahrzeug suchen und dazu eine ziemlich hohe Taxe zusagen müssen.

»Können wir wenigstens gleich abfahren?« fragte Juhel ungehalten.

»Unmöglich«, antwortete Selik. »Die Besatzung muß erst noch in den Kneipen zusammengesucht werden. Bei Sonnenaufgang morgen werden wir in See stechen, ich hole Sie in Ihrem Quartier ab.«

Das Beruhigendste an der Lage war die Tatsache, daß der Wind von Westen kam, und da die gesuchte Insel im Osten lag, konnte die Überfahrt nicht allzulange dauern.

Als der Araber am nächsten Morgen mit den ersten Sonnenstrahlen über dem Golf von Oman an die Tür des Nachtquartiers klopfte, kam ihm Meister Antifer schon fertig angezogen entgegen. Der hatte die ganze Nacht kein Auge zugetan. Im nächsten Augenblick war auch sein Neffe auf den Beinen. Nur



»Ich bin doch nicht die Wohlfahrt und lade einen lausigen Schafskopf zu einer teuren Seereise ein!« brüllte Meister Antifer und stapfte fluchend und gestikulierend davon.

der Frachtschiffer ließ sich nicht aus seinen Träumen aufscheuchen.

Während Meister Antifer seinen Freund aus dem Bett zu rütteln versuchte, benützte Juhel die Gelegenheit, den Notar und seinen Sekretär abzuholen. Selik schien sich über das Erscheinen der beiden Ägypter ganz unverhohlen zu wundern, da er sich wohl nicht vorstellen konnte, was die Orientalen bei der Vergnügungsfahrt dreier schrulliger Franzosen zu suchen hätten.

»Fahren die auch mit?« fragte er Juhel.

»Ja«, antwortete Juhel. »Da wir sie schon zwischen Suez und Maskat kennengelernt haben, wollten wir sie gerne zu unserem Ausflug einladen.«

Der Araber unterließ zur Erleichterung Juhels weitere Fragen. Dem jungen Kapitän fiel auf, daß der Dolmetscher die beiden Ägypter mit kritischeren Blicken musterte, als es sonst zwischen arabischen Stammesgenossen üblich war. Jetzt erschien auch Meister Antifer wieder, mit dem schlaftrunkenen Tregomain im Schlepptau wie ein Treidelfuhrwerk mit der *Charmante Amélie*. Der Treidler mußte allerdings tüchtig anziehen, denn der schwere Kahn steckte noch tief im Schlamm der Nacht. Meister Antifer tat, als sähe er die Ägypter nicht, und marschierte munter neben dem Dolmetscher her in Richtung Hafen. Ganz am Ende der Mole schaukelte eine Perme, ein leichter türkischer Zweimaster, in der morgendlichen Dünung. Die Europäer kletterten flink an Bord der *Berbera*, nur der Notar blieb unschlüssig stehen, bis sein Sekretär das schwächliche Männchen packte und kurzerhand über die Bordwand stieß.

Der Kapitän, ein bärbeißiger Araber, gab gleich seine Kommandos, und ein paar Mann der Besatzung lösten die Leinen und ließen das Großsegel von der Rah rollen. Der frischgebackene Überseekapitän wollte seinen Augen kaum trauen, als er nach und nach über 20 Mann aus der Kajüte hervorkriechen sah, während sich die *Berbera* zweifellos mit einem halben Dutzend Matrosen manövrieren ließ.

Die Perme hielt auf Anweisung Juhels Kurs Nordost. Zum Leidwesen Meisters Antifers, der nervös an seinen nautischen Instrumenten herumfingerte, war die Sonne wieder hinter einem Dunstschleier verschwunden, so daß er weder den Sonnenstand messen noch den Horizont nach einem Eiland ab-

suchen konnte. Breitbeinig stand der alte Seemann am Bug der *Berbera* und starrte blaß vor Wut nach Nordosten, wo Himmel und Meer milchiggrau ineinander übergingen. Die Brise von achtern hatte zugenommen und ließ die leichte Perme vor sich her tanzen. Der Notar hatte sich längst unter Deck verkrochen, der Frachtschiffer war schon wieder am Einnicken, nur Juhel sah sich mit wachen Augen auf dem Fahrzeug um. Die Zusammensetzung der Schiffsbesatzung kam ihm alles andere als geheuer vor, und als sich einige Matrosen auch noch mit leichenblassen Gesichtern über die Reling beugten und Fische fütterten, keimte ein düsterer Verdacht in ihm auf.

Die *Berbera* wurde im Laufe des Tages vom ständig umspringenden Wind so übel umhergeworfen, daß eine Kursbestimmung völlig ausgeschlossen war. Auch nach Einbruch der Nacht hielt das dunstige Wetter an, kein Stern blinkte durch die grauen Wolkenmassen, und nach Mitternacht begann es zu regnen, so daß die Reisenden vorläufig unter Deck gehen mußten.

Am folgenden Morgen hatte sich die Lage nicht verändert. Mit einem Fluch auf den Lippen steckte Meister Antifer seinen Kopf aus der Deckluke, dann sprang er an Deck und klammerte sich verzweifelt an die Steuerbordreling. Als Juhel auftauchte, kam Selik auf ihn zu und sprach ihn an:

»Was wollen Sie bei diesem Sauwetter noch unternehmen?«

»Wir haben Zeit.«

»Es ist aber nur für drei Tage Proviant an Bord. Wir müssen bald umkehren. Tut mir leid, daß Ihr Onkel nicht auf seine geographischen Kosten gekommen ist.«

»Dann fahren wir eben bei besserem Wetter noch einmal hinaus.«

»Werden Sie so lange in Sohar bleiben?«

»In Sohar oder in Maskat, je nachdem.«

Juhel hatte sich im Gefühl des Verdachts, das die Mannschaft ihm einflößte, vorgenommen, auch Selik gegenüber vorsichtig zu sein. Zum Glück kam jetzt auch der Frachtschiffer an Deck und machte dem Frage-und-Antwort-Spiel zwischen Juhel und Selik ein Ende.

Der Sextant blieb den ganzen Tag über in seinem Etui, und der Frachtschiffer brauchte den sorgsam gehüteten Chronometer nicht auszupacken. Juhel versuchte verzweifelt, die ge-

genwärtige Position der *Berbera* nach ihrer Geschwindigkeit zu schätzen — aber selbst der einheimische Kapitän konnte den Reisenden keinerlei Auskunft über den Kurs geben. Er wußte nicht einmal, ob sein Fahrzeug in der Straße von Ormus oder bereits im Indischen Ozean trieb.

Nach Einbruch der Nacht ging ein feiner Nieselregen auf die Seefahrer nieder. Für die wetterfühligen Bretonen war das ein deutliches Anzeichen für einen Witterungsumschlag. Der Frachtschiffer glaubte sogar, durch seine dicke Haut hindurch eine schwache Brise aus Osten zu spüren. Kurz vor Sonnenaufgang war der Himmel tatsächlich leergefegt. Juhel veranlaßte sofort, daß der Kapitän zur Vermeidung weiterer Abweichungen bis zum klaren Erkennen der Position gegenbrassen ließ.

Purpurrot und durch die Wirkung der Refraktion vergrößert, stieg am Morgen die Sonnenscheibe über das tausendfältig glitzernde Meer. Die Stimmung an Bord belebte sich wieder. Die Bretonen liefen den ganzen Morgen über unter den argwöhnischen Blicken Nazim-Saouks geschäftig an Deck hin und her. Je näher der Mittag rückte, desto mehr glätteten sich Meister Antifers zorndurchfurchte Züge.

Um 11 Uhr 45 packte Juhel feierlich die nautischen Instrumente aus. Gildas Tregomain assistierte ihm mit wichtigem Gesicht. Breitbeinig stellte sich der Jungkapitän an der Reling auf und visierte mit dem Fernrohr des Sextanten den Horizont an. Nach wenigen Augenblicken las er unter dem Jubel seiner Begleiter die Höhe der Sonne an der Bogenskala ab. Zur Berechnung zog er sich in die Kajüte zurück.

Schon wenige Minuten später kam er wieder an Deck. »Leute, wir haben Glück: 25 Grad 2 Minuten!« sagte er zu seinen Begleitern, die sogleich in Hurrarufe ausbrachen. Die arabischen Seeleute konnten beim besten Willen nicht verstehen, was an dieser Zahl so erfreulich sein konnte. Für die Bretonen bedeutete sie, daß die *Berbera* nur drei Minuten im Norden des Insel-Breitengrades schwamm.

In der Zeit von Mittag bis 14 Uhr 30 maß Juhel verschiedene Male die Höhe, und der Frachtschiffer führte über die dazugehörenden Chronometerzeiten Protokoll. Das Resultat der Messungen lautete: 54° 58', eine Bogenminute ostwärts der Insel. Die *Berbera* hatte kaum die entsprechenden Kurskorrekturen

vorgenommen, da zeigte einer der scharfäugigen Araber auf einen dunklen Umriß etwa 2 sm im Westen. Meister Antifer stürzte sofort an die Reling, riß das Glas an die Augen und schrie auf:

»O Insel meiner Träume!«

Mit dem stetigen Wind von achtern trieb die Perme rasch auf die felsige Insel zu, schon nach einer halben Stunde warf sie in einer geschützten Bucht Anker.

Der zappelige Notar wollte sofort an Land springen, Meister Antifer hielt ihn aber zurück.

»Zuerst komme ich! Sie sind hier nur der Protokollführer.« Selik sah kopfschüttelnd zu, wie die Reisenden an Land kletterten und zügig voranschritten. Er konnte nicht begreifen, was drei Franzosen und zwei Ägypter an dieser Felseninsel derart interessierte, daß sie sich in die enormen Charterkosten für die Perme gestürzt hatten. Da er doch zu neugierig war, hielt er Juhel, der als letzter von Bord ging, einen Augenblick zurück und fragte ihn, ob er ihn nicht als Dolmetscher brauche. Juhel antwortete, daß der eine Ägypter ausgezeichnet Französisch spreche, und ließ den ratlosen Araber stehen. Meister Antifer trug einen Pickel über der Schulter, Freund Tregomain eine Schaufel, und Juhel kontrollierte beständig die Himmelsrichtung. Ben Omar und Nazim-Saouk trotteten hinter den dreien her. Bald hatten sie den höchsten Punkt des Eilands erreicht und konnten seine gesamte Ausdehnung übersehen. Überall ragten bizarre Felsformationen empor, so daß die Reisenden auf dem Weg zur Südspitze der Insel, wo Kamyk Paschas Schatz vergraben sein mußte, nur mühsam vorwärts kamen.

Im Gegensatz zu seinem hochgestimmten Onkel fühlte sich der junge Kapitän immer unbehaglicher. Er dachte an Enogate, und da blitzte der Gedanke in ihm auf, Meister Antifer in eine falsche Richtung zu führen und ihn so daran zu hindern, seine Millionen zu heben, die sich sonst drohend zwischen ihm und Enogate aufgetürmt hätten. Aber der Respekt vor dem Onkel siegte, Juhel gab gewissenhaft die Richtung an.

Meister Antifer stürmte mit glasigem Blick voran. Auf einmal wurde er weich in den Knien, und der Frachtschiffer konnte gerade noch verhindern, daß er schwer auf den Boden schlug. Juhel war sogleich zur Stelle. Mit Hilfe des Frachtschiffers massierte er seinen Onkel so lange, bis er die Augen

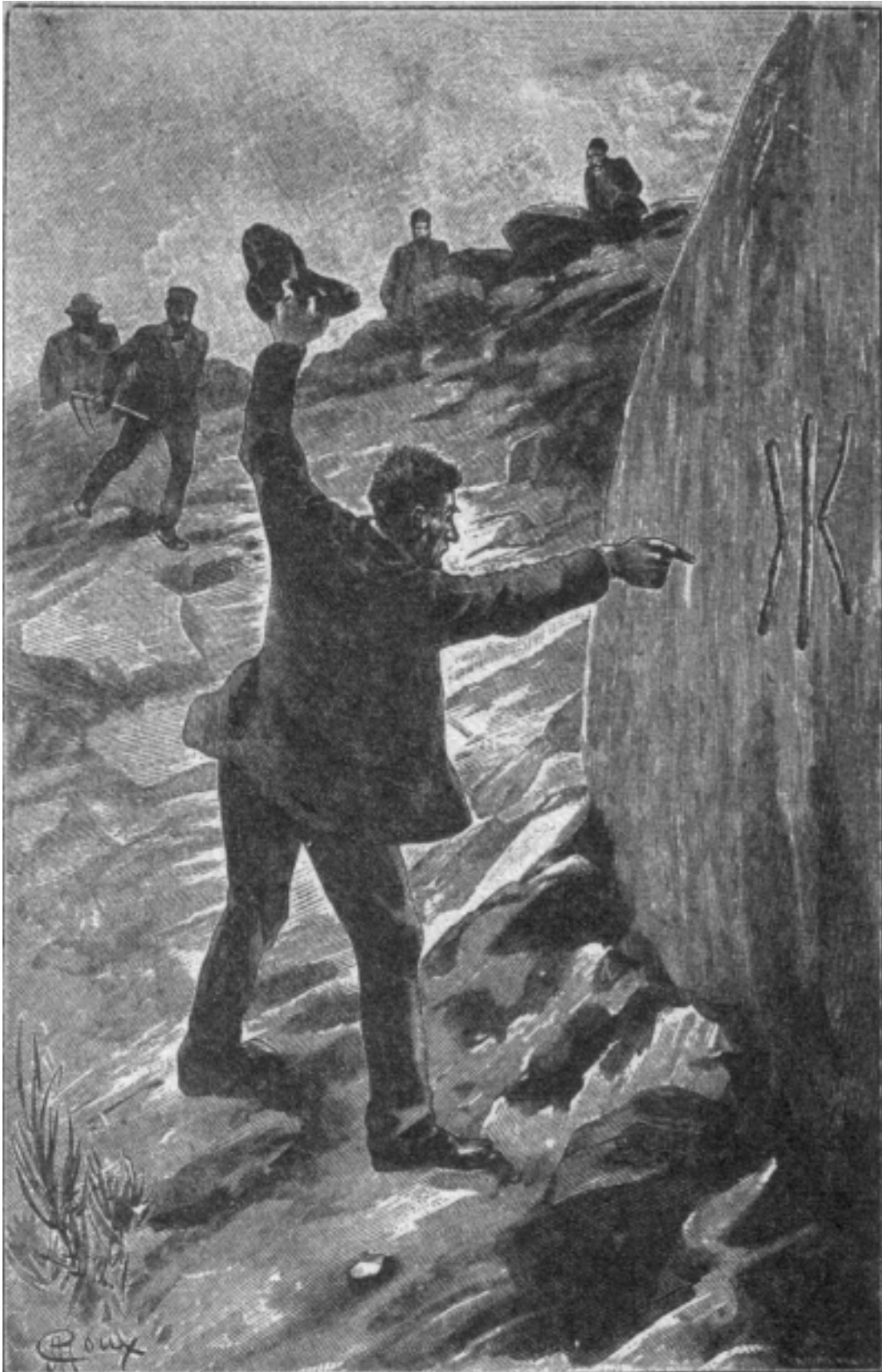
aufschlug und sich verwundert umschaute. Die Anspannung der letzten Tage hatte zu sehr an seinen Kräften gezehrt. Von seinen Begleitern unterstützt, kam er bald wieder auf die Beine. Die Schatzsucher hatten nun eine niedrige, langgestreckte Felswand vor sich, die gegen das Innere der Insel hin einen vor der Brandung geschützten Winkel bildete. Hier mußte der Schatz nach den Angaben Kamyk Paschas vergraben sein.

Alle fünf begannen sogleich fieberhaft zu arbeiten. Meister Antifer schlug mit der Spitzhaue ins Gestein, daß ihm die Splitter nur so um die Ohren flogen, der Frachtschiffer wühlte mit seiner Schaufel im abgelagerten Erdreich, Ben Omar kroch auf allen vieren am Boden entlang und drehte jeden Stein um, Juhel und Nazim-Saouk widmeten sich mehr strategischen Aufgaben und suchten das Gelände ab.

Wortlos laborierte jeder vor sich hin. Obwohl die Nachmittagssonne unbarmherzig vom Himmel brannte und den Schweiß aus allen Poren trieb, hielt keiner inne, selbst der genügsame Frachtschiffer schien jetzt vom Goldfieber gepackt.

»Olé!« rief Meister Antifer plötzlich nach einer halben Stunde. Der Malouin kniete wie zur Andacht vor einem glatten Felsen. Im Nu war er von seinen vier Begleitern umringt. Was alle außer Antifer im Vorbeigehen für eine Verwitterung gehalten hatten, war ein eingemeißeltes Zeichen, das Doppel-K Kamyk Paschas.

Meister Antifer griff sofort zur Spitzhacke und ließ sie mit größter Wucht auf den nackten Fels herniedersausen. Was da nach allen Seiten umherspritzte, waren aber keine Gesteinssplitter, sondern kleine Zementbrocken. Die Stelle war fündig. Gildas Tregomain stand erwartungsvoll neben seinem Freund und räumte mit seiner Schaufel den Schutt beiseite. Er war jeden Moment darauf gefaßt, daß Meister Antifer eine Goldquelle anstach und daß eine Goldfontäne in den Himmel stieg. Aber vorläufig geschah überhaupt nichts. Das Loch vergrößerte sich nur langsam, während Meister Antifer mehrmals nach Atem ringen mußte. Nach fast einer Stunde wurden die Bewegungen des Malouins zusehends fahriger, und seine wuchtigen Schläge trafen öfters neben das Loch. Doch auf einmal sprang die Haue zurück, gleichzeitig klang es metallisch von unten herauf.



»Olé« rief der Malouin. Was alle für eine Verwitterung gehalten hatten, war das eingemeißelte Zeichen Kamyk Paschas. Hier lagen die Millionen!

Meister Antifer warf sich sofort auf die Erde und wühlte mit den bloßen Händen in der Öffnung. Langsam kam er wieder hoch. In der Hand hielt er ein Metallkästchen von der Größe einer mittleren Kaffeemühle.

»Wenn da 100 Millionen drin sind, will ich Jean Foutre . . .« rief der Frachtschiff er.

»Halt's Maul!« brüllte Meister Antifer ihn an.

Der Malouin verzerrte sein Gesicht zu einer dämonischen Grimasse, seine Stellhaare sträubten sich, die Kiefer klappten mechanisch auf und zu. Plötzlich hob er die Spitzhacke und zertrümmerte das Kästchen mit einem furchtbaren Schlag. Ein kleiner Pergamentzettel kam zum Vorschein. Meister Antifer riß ihn heraus und las mit vor Wut zitternder Stimme vor:

Dieses Dokument mit nachfolgender Längenangabe ist von Herrn Thomas Antifer oder dessen Erben persönlich dem Bankier Zambuco vorzulegen . . .

Der Malouin las nicht weiter vor, sondern überflog in ohnmächtigem Zorn die folgenden Zeilen des Blattes. Er hatte sich dennoch soweit in der Gewalt, daß er den wutschnaubenden Ägyptern weder den Wohnort dieses gewissen Zambuco noch die neue Längenangabe verriet.

In den allgemeinen Verwirrungen war nur eines sicher: es gab noch einen Erben, so daß die Hoffnungen wie die Millionen Meister Antifers nur noch die Hälfte wert waren.

12

Schon vor einigen Wochen war in dem Haus 3, nie des Hautes-Salles zu St. Malo, die Ruhe eingekehrt. Leer gähnten die hohen Räume, die vor zwei Monaten von den Flüchen, Freudengesängen und dramatischen Auftritten Meister Antifers widergehallt hatten. Jetzt saßen die beiden Frauen einsam und still in der großen Stube und stickten Enogates Namen in unzählige blütenweiße Wäschestücke. Das junge Mädchen weinte bei dieser Arbeit ohne Unterbrechung, denn ihre Aussteuer erinnerte sie ständig an die Trennung von ihrem Bräutigam und an die schreckliche Macht des Onkels, der

sich als finsternes Ungeheuer zwischen die beiden Liebenden drängte.

Zwei Briefe von ihrem Verlobten hatte Enogate bekommen; einen aus Suez und den anderen aus Maskat. Juhel hatte darin mitgeteilt, daß die Reise noch nicht zu Ende sei und daß er nicht sagen könne, wann die Malouins in ihre Heimatstadt zurückkehren würden. Eine Adresse, an die Enogate hätte schreiben können, war in Juhels Briefen nicht angegeben worden. Die Frauen mußten sich damit begnügen, jeden in trauriger Erwartung durchlebten Tag dick im Wandkalender anzustreichen.

Am 19. April traf überraschend ein dritter Brief von Juhel ein. Freudestrahlend stürzte Enogate Nanon entgegen und rief:

»Sein Brief ist in Tunis abgestempelt! Jetzt kann es nur noch ein paar Tage dauern, bis unsere Männer wieder hier sind.«

»Lies erst einmal, was dein Juhel schreibt«, sagte Nanon.

Enogate las laut und langsam vor:

Tunis, la Goulette, am 22. April 1862

Mein liebstes bretonisches Heideröschen, ich umarme Dich und hoffe, daß Du meine beiden früheren Briefe schon bekommen hast. Ich berste vor Sehnsucht nach Dir und der schönsten aller Städte, St. Malo. Heute habe ich zwei wichtige Nachrichten für Dich und Nanon. Die gute teile ich Dir zuerst mit, damit Du die schlechte besser ertragen kannst.

Onkel Antifer hat den Schatz nicht gefunden! Leider hat die Not damit nicht ihr Ende, sondern nimmt jetzt erst recht ihren Fortgang. Das Erbe Kamyk Paschas liegt auf irgendeiner Insel; hier in Tunis sollen wir erfahren, wo sie liegt. Sobald ich weiß, wohin wir von Tunis aus fahren müssen, schreibe ich Dir wieder. Am liebsten würde ich das nächste Schiff nach Marseille nehmen und wäre in ein paar Tagen bei Dir. Aber Onkel Antifer, von dem ich Euch grüßen soll, ist nach dieser Enttäuschung so reizbar geworden, daß es meine christliche Pflicht als Neffe ist, bei ihm zu bleiben.

Ich küsse Dich, meine Blume in der grauen Stadt am grauen Meer. Sag Nanon, sie soll nicht zuviel in meinem Zimmer herumkramen.

Fide et fiducia, auf immer Dein Juhel Antifer.

Zur gleichen Zeit, als Nanon auf Juhel und Pierre-Servan-Malo schimpfend an der Nähmaschine saß und Enogate mit

feuchten Augen über die regenverhangene Stadt hinweg auf den grauen Ozean sah, marschierten die reisenden Bretonen mit ihrem Gepäck zum Hotel de France in Tunis. Meister Antifer ließ sich gar nicht erst sein Zimmer zeigen, sondern verließ das Hotel sofort wieder, winkte einen einheimischen Führer heran und verschwand mit ihm in einer Seitenstraße.

Glücklicherweise kannte der Tunesier die Anschrift des Bankiers Zambuco, den Meister Antifer suchte. Zügig durchschritten die beiden ungleichen Männer die Unterstadt von Tunis und erreichten nach einer halben Stunde das Geschäftsviertel der Malteser, die sich scharenweise in Tunis niedergelassen hatten. Der Führer bog in ein Seitengäßchen ein und blieb nach ein paar Schritten vor einem der gewöhnlichen Häuser Nordafrikas, ohne Fenster zur Straße und mit einem umbauten Patio, der die Wohnungen mit Licht versorgt, stehen.

»Soll das die Bank Zambucos sein?« fragte Meister Antifer.

»Jawohl, Exzellenz.«

»Ein seltsames Bankhaus. Hat sein Besitzer denn Geld?«

»Millionen, Exzellenz.«

Der Führer bekam ein Bakschisch und verschwand, hinter der nächsten Straßenecke begegnete ihm Saouk, der Meister Antifer hinterhergeschlichen war, um Zambucos Anschrift herauszubekommen. Während der Malouin ins Bankhaus hineinging, versteckte sich der falsche Sekretär in einem benachbarten Eingang.

Meister Antifer durchquerte das Vorderhaus und sah sich im Patio um. Niemand war zu sehen. Es schien, als hätte das Bankhaus wegen vorläufiger Zahlungsunfähigkeit geschlossen.

Auf einmal trat aber doch ein jüngerer Mann, der eher wie ein Bankeinbrecher als wie ein Bankangestellter aussah, aus dem Dunkel des Hauses auf Meister Antifer zu und fragte ihn nach seinen Wünschen.

»Ich möchte Herrn Zambuco in einer geschäftlichen Angelegenheit sprechen«, antwortete der Malouin.

»Wen darf ich anmelden?«

»Sagen Sie einfach, einen Ausländer.«

Meister Antifer wurde nach kurzem Warten in einen kahlen, weißgekalkten, aber von Lampenruß geschwärzten Raum geführt, in dessen Ecke wie verloren ein moderner europäischer Geldschrank stand. An einem Schreibtisch in der Mitte des

Zimmers saß der Bankier. Als Meister Antifer eintrat, rückte er nur die Rundglasbrille auf seiner Kreuzschnabelnase zurecht, rührte sich sonst aber nicht.

»Mein Name ist Antifer, patentierter Kapitän der Mittelstreckenküstenfahrt.«

Pierre-Servan-Malo wartete darauf, daß der Bankier mit einem Aufschrei vom Stuhl fuhr. Aber Zambuco reagierte auf das Erscheinen seines Erbkontrahenten ähnlich gelassen wie Markgraf von Baden-Durlach, der bei der Besichtigung seines frisch angelegten Schloßgartens lediglich »Aha!« sagte.

»Pierre-Servan-Malo Antifer, Sohn des Thomas Antifer aus St. Malo, Côtes-du-Nord, Frankreich«, sagte der Malouin mit Nachdruck.

»Das habe ich schon kapiert«, sagte der Bankier mit einem Akzent wie ein Kneipwirt aus der Provence. »Haben Sie irgendwelche Anlagen bei mir zu machen?«

Meister Antifer hätte wieder einmal aus der Haut fahren können über soviel gemeine Hinterlist; der Bankier stellte sich offensichtlich dümmer als er war.

»Sind Sie denn nicht Herr Zambuco?« fragte er ihn.

»Doch, einen Zambuco gibt es nur einmal in Tunis.«

»Haben Sie denn nicht mit meinem Besuch gerechnet?«

»Wieso auch?«

»Erinnern Sie sich nicht mehr an einen Brief eines gewissen Kamyk Pascha . . .«

»Ich kenne Hunderte von Paschas.«

»Es gab aber nur einen Kamyk Pascha. Entsinnen Sie sich nicht, ein ägyptischer Rothschild, Besitzer eines Riesenvermögens!«

»Jetzt dämmert mir etwas. Wohnte der Kunde nicht in Kairo?«

»Ja, er muß Ihnen von dort einen Brief geschrieben haben, in dem er Ihnen die Hälfte seines Vermögens vermacht hat.«

»Stimmt, diesen Brief habe ich auch noch irgendwo.«

»Was heißt hier irgendwo!« rief Meister Antifer erregt. »Mann, es geht hier um Millionen!«

»Langsam, langsam, Herr Antifer. Glauben Sie denn im Ernst an diesen sagenhaften Schatz auf einer einsamen Insel?«

»Und ob! Fester kann ich auch nicht an die Hl. Dreieinigkeitglauben.«

Dann betete Meister Antifer sein Sprüchlein herunter, von

der wundersamen Errettung Kamyk Paschas durch seinen Vater bis zur mißglückten Schatzhebung im Golf von Oman. Die Einzelheiten dieser Geschichte schienen den Bankier zwar nicht übermäßig zu fesseln, aber gegen Schluß der Erzählung wurde er doch hellhörig. Es war aber höchste Zeit, denn Meister Antifer mußte sich schon wieder den Zornschweiß von der Stirn wischen.

»Es scheint doch etwas daran zu sein«, meinte der Bankier. »Ich frage mich nur, aus welchen Gründen Kamyk Pascha sich ein so umständliches Vererbungsverfahren ausgedacht hat.«

»Das weiß ich leider auch nicht«, antwortete Meister Antifer. »Dürfte ich Sie jetzt vielleicht fragen, ob Kamyk Pascha auch Sie für eine Hilfe belohnen wollte?«

»Ja, freilich. Als ich noch in Kairo lebte, habe ich seine teilweise unsicheren Wertpapiere flüssiggemacht.«

»Jetzt verstehe ich. Er hat die beiden Leute, die ihm einst aus der Patsche geholfen haben, nachträglich entschädigen wollen.«

»Vielleicht gibt es auch noch andere Nothelfer.«

»Hören Sie bloß auf! Zwei Erben sind durchaus genug, eigentlich sind auch zwei schon zuviel.«

»Ich hasse auch nichts mehr auf der Welt als Teilhaber. Aber jetzt etwas anderes: was hat jener Notar aus Alexandria mit Ihnen zu schaffen, Herr Antifer?«

»Er ist laut Testament verpflichtet, die ordnungsgemäße Hebung des Schatzes zu überwachen.«

»Und für wieviel macht er das?«

»Für ein Prozent des Gesamtvermögens.«

»Eine Million Provision will er nehmen! So ein Halsabschneider.«

»Sie dürfen beruhigt sein, Herr Zambuco. Ich habe alles getan, um diesen Bauernfänger loszuwerden. Aber vielleicht kommen wir jetzt zur Sache. Ich habe die Länge der Insel Nr. 2, die wir auf der Insel Nr. 1 gefunden haben, und Sie besitzen die Breite von Nr. 2.«

»Na und?«

»Warum haben Sie sich zuerst so benommen, als hätten Sie mit der ganzen Sache nichts zu tun?«

»Sie sind wirklich kein Geschäftsmann, Herr Antifer. Wie hätte ich denn wissen sollen, daß Sie kein Hochstapler sind und

sich das Vermögen Kamyk Paschas erschwindeln wollen? Jetzt sieht die Sache freilich anders aus. Zeigen Sie mir doch einmal Ihr Dokument her.«

»Stopp, Herr Zambuco. Sie zeigen mir Ihren Brief, dann können Sie auch mein Dokument sehen.«

»Wenn Sie auf solchen Förmlichkeiten bestehen, bitte.« Der Bankier stand auf und ging zu seinem Geldschrank. Während er umständlich an dem Kombinationsschloß hantierte, fragte er den Malouin ganz beiläufig: »Sind Sie eigentlich verheiratet?«

»Die Heirat ist eine der wenigen Dummheiten, die ich nicht begangen habe«, antwortete Meister Antifer.

Der Bankier hatte den Tresor in der Zwischenzeit geöffnet. Auf einmal kratzte er sich hinterm Ohr und setzte sich unvermittelt wieder an seinen Tisch.

»Was ist denn?« fragte Meister Antifer.

»Ich habe mir gerade überlegt, daß unsere Ansprüche auf das Erbe nicht gleichwertig sind.«

»Schlagen Sie sich das aber schnell wieder aus dem Kopf!«

»Wieso denn? Sehen Sie, ich habe Kamyk Pascha selbst aus der Patsche geholfen, Sie haben aber keinen Finger krumm gemacht.«

»Herr Zambuco, das ist der erste und letzte Versuch, einen patentierten Kapitän der französischen Küstenschiffahrt aufs Glatteis zu führen! Was Sie jetzt augenblicklich zu tun haben, steht schwarz auf weiß im Testament.«

»Oh, ich kann machen, was ich will.«

Meister Antifer verlor endgültig die Beherrschung. Mit einem Fuß schleuderte er seinen Stuhl in die Ecke, und mit seinen Händen packte er den Tisch so fest, daß die Platte entzweisprang.

»Mit Ihren Kunststückchen können Sie mir gar nicht imponieren«, sagte der Malteser. »Ohne mich sind Sie so oder so aufgeschmissen.«

»Sie aber auch ohne mich!« brüllte der Malouin. »Rücken Sie jetzt endlich Ihre Breite heraus, sonst passiert etwas!«

»Geben Sie erst einmal Ihre Länge her.«

»Hier, hier ist sie«, sagte Meister Antifer mit zitternder Stimme und klappte seine Briefftasche auf.

»Ach, lassen Sie sie stecken. Ich brauche sie nicht.«

Meister Antifer blieb die Antwort im Halse stecken. Er

schluckte einmal kurz hinunter, dann hoben sich seine Arme in die Höhe wie ein Schiffskran, und im nächsten Augenblick war die Kehle des Maltesers wie von einem Greifbagger umklammert.

»Halt«, stöhnte der Bankier, »ich schlage ein Arrangement vor.«

»Ich höre«, antwortete Meister Antifer und zog seine Pranken zurück.

»Natürlich will ich das Geld haben. Ich brauche es zwar nicht, aber in meinem Tresor ist noch eine hübsche Ecke frei.«

»Sieh mal einer an«, meinte Meister Antifer.

»Ich möchte aber nicht nur die Hälfte, sondern alles haben. Natürlich will ich Ihren Anteil nicht stehlen, machen Sie kein Gesicht, Herr Antifer. Aber wir könnten uns dahin gehend verständigen, daß auch meine Familie etwas von Ihren Millionen hat.«

»Und wie stellen Sie sich den Kuhhandel vor?«

»Ich habe eine Schwester, Signorina Talisma.«

»Ein schöner Name, ich gratuliere.«

»Die in Malta lebt.«

»Verträgt sie auch das Klima?«

»Es geht. Sie ist 47, sieht für ihr Alter aber noch recht knusprig aus.«

»Sicherlich ist sie geradewegs zum Auffressen, wenn sie Ihnen ähnelt.«

»Sie haben vorhin gesagt, Sie seien Junggeselle, Herr Antifer. Wollen Sie nicht meine Schwester heiraten?«

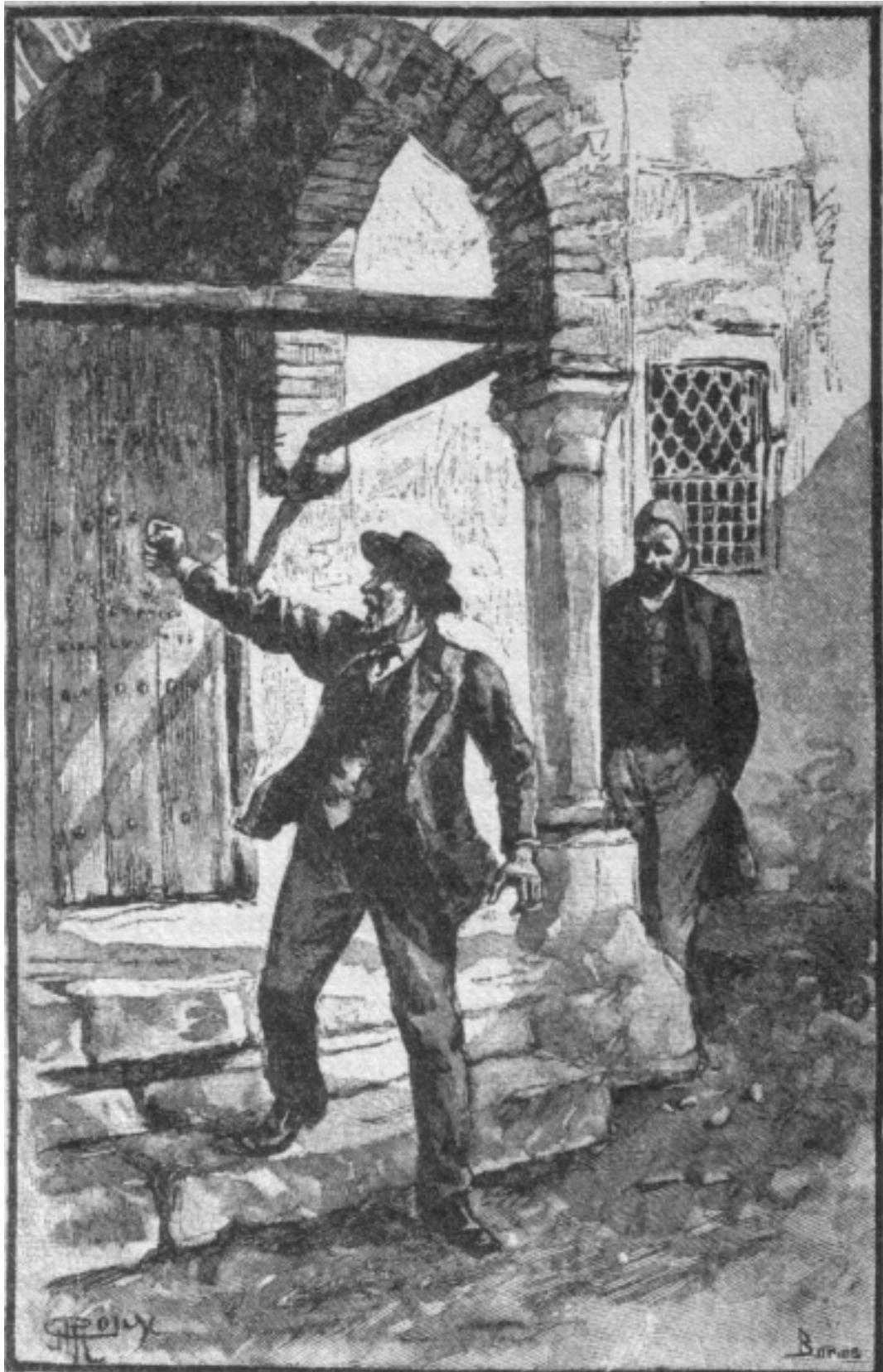
»Ich höre wohl nicht recht!«

»Dann sperren Sie Ihre Ohren auf. Ich wiederhole: wenn Sie meine Schwester nicht heiraten wollen, wenn Sie Ihre 50 Millionen nicht in meine Familie mit einbringen wollen, dann ziehen Sie am besten gleich Leine und nehmen das nächste Schiff nach Frankreich.«

Meister Antifer rang nach Luft. Mit einem Ruck lockerte er sein Halstuch, dann packte er seinen Hut, rannte den Bankier über den Haufen und aus dem Zimmer und kam in wenigen Minuten im Hotel de France an, wo er seine beiden Begleiter beim Frühstück antraf.

»Dieser dreimal verfluchte Lumpenhund!« stieß er keuchend hervor.

»Hat er Ihnen ein Leid getan?« fragte Juhel. »Viel schlimmer. Seine Schwester soll ich heiraten!«



*Meister Antifer rannte den Bankier über den Haufen
Und aus dem Zimmer, selbst auf der Straße schimpfte er
Noch weiter; das war die größte Unverschämtheit seines
Lebens.*

Die Schatzsucher hatten unterwegs schon manche Hürde überspringen müssen. Meister Antifer, ein Hasser jeder Obrigkeit, hatte die Nachstellungen der maskatischen Polizei über sich ergehen lassen, aber daß der 46jährige Kelte die Nachstellungen einer halborientalischen Jungfrau ertragen würde, das war vollkommen ausgeschlossen, selbst wenn man ihm eine Milliarde dafür geboten hätte.

»Weg sind die 50 Millionen«, sagte der Frachtschiffer, »fort, dahin.«

Juhel sagte nichts, dachte aber nicht ohne Befriedigung daran, daß Meister Antifer sich der Hochzeit mit Enogate nicht mehr widersetzen konnte, es sei denn, der Onkel würde selber den Nacken unter das Joch der Ehe beugen und Schwager eines Bankiers werden.

Meister Antifer wanderte indessen ziel- und kopflos zwischen den Tischen des Speisesaals auf und ab. Seine Begleiter zogen es vor, so lange den Mund zu halten, bis der Malouin seine Fassung von selbst zurückgewonnen hätte.

»Nie und nimmer!« brummte er vor sich hin. »Wenn diese maltesische Speckschwarte mit 47 Jahren noch nicht verheiratet ist . . . nicht einmal ein Schimpanse aus Senegambien würde sie wahrscheinlich anrühren. Sag du auch mal was, Bachkapitän!«

»Ich bin nicht zum Reden geboren.«

»Darf man denn 100 Millionen einfach in einem zugestopften Loch liegen lassen? Würde denn der Staat erlauben, daß man einen Goldsack nach dem anderen einfach wegwirft?«

»Das glaube ich auch nicht, Freund Antifer.« »Siehst du. Deshalb werden wir den Lumpenhund Zambuco dafür, daß er die 100 Millionen zum Fenster hinauswerfen will, vor Gericht bringen.«

»Das wäre eine Lösung, Onkel Pierre«, sagte Juhel.

»Die Daumenschrauben wird man ihm dort ansetzen, die Nägel wird man ihm mit glühenden Zangen ausziehen, barfuß auf einem Kohlenbecken stehend muß er das Urteil entgegennehmen.«

»Ja sicher, Antifer«, meinte Tregomain.

»Um meine 50 Millionen geht es mir gar nicht. Ich würde sie sofort unter die Obdachlosen und Waisenkinder Frankreichs verteilen, wenn ich dem Bankier dadurch nur eins auswischen könnte.«

»Ja, Freund«, rief der Frachtschiffer, »das wäre eine französische, was sage ich, eine bretonische Tat, der Akt eines Malouins von echtem Schrot und Korn, eines unvergleichlichen Antifer!«

»Halt's Maul«, antwortete der Küstenkapitän. »Was verstehst du schon vom Geld. 100 Millionen! Dafür würde ich den Zambuco auch noch umbringen.«

»Aber Onkel Pierre, so kenne ich Sie gar nicht!« rief Juhel erstaunt.

»Ich kann euch nicht mehr ausstehen!« brüllte Meister Antifer, packte seinen Hut und rannte aus dem Salon. Juhel und Tregomain folgten ihm auf den Fersen, um ihn notfalls von einer großen Dummheit abzuhalten. Aber als sie Meister Antifer die Treppe zu den Schlafzimmern hinaufpoltern hörten, zogen sie sich beruhigt zurück. Nach diesem Zwischenfall war den beiden der Appetit vergangen, so daß sie später sehr schnell von der Mittagstafel aufstanden und am Ufer des Bahira-Sees Luft schnappen gingen. Unterwegs trafen sie den Notar mit seinem Sekretär und berichteten ihnen von den neuesten Verwicklungen, die der Notar mit einer überraschend eindeutigen Antwort zur Kenntnis nahm:

»Soll er sie heiraten! Im Namen des Völkerrechts, er muß!«

Die beiden Bretonen spazierten weiter nachdenklich am Seeufer entlang. Gegen Abend krochen die meisten Bewohner von Tunis aus ihren sonnendichten Höhlen und genossen am Seeufer die Kühle der Abendbrise. Juhel und Tregomain wandten sich bald der Stadt zu und besprachen bei einer Karaffe Manubro im Café Wina die Lage. Beide kamen zu dem Schluß, daß es die beste Lösung wäre, keine weitere Zeit mehr zu versäumen, das nächste Schiff nach Frankreich zu nehmen und das Leben mit einem armen, aber glücklich unverheirateten Pierre-Servan-Malo Antifer auf sich zu nehmen.

Als sie gegen 21 h in ihr Hotel zurückkehrten und an der Zimmertür Meister Antifers lauschten, hörten sie ihn fortwährend mit den Fingern im Takt auf die Tischplatte klopfen und ihn dazu die Worte skandieren:

»Soll ich mit ihr wohnen — für 50 Millionen?«

Kopfschüttelnd verabschiedeten sich Juhel und Tregomain und legten sich gleich schlafen, um für den Kraftakt gestärkt zu sein, Meister Antifer am nächsten Morgen von seinen Millionen loszureißen und ihn auf den Postdampfer zu zerren, der am nächsten Tag von La Goulette nach Marseille abging.

Morgens war Juhel als erster auf den Beinen. Er weckte Tregomain, und beide stellten sich vor dem Zimmer Meister Antifers auf. Tregomain überwand sich schließlich und klopfte an die Tür. Drinnen regte sich nichts. Jetzt war Juhel an der Reihe. Auch auf sein Pochen kam keine Antwort. Böses ahnend, sprangen die Bretonen die Treppe hinunter und fragten den Portier, ob Pierre-Servan-Malo ausgegangen sei. Der schlaftrunkene Tunesier hatte ihn schon vor einer Stunde an seiner Loge vorbeigehen sehen.

«Mein Onkel muß den Kopf verloren haben«, sagte Juhel. »Er wird ihn schon wiederfinden«, antwortete der Frachtschiffer.

»Stell dir doch vor, Meister Antifer kommt mit dieser Speckschwarte nach St. Malo zurück und bringt unserer zarten Enogate eine kauderwelsche maltesische Tante mit! Das kann man sich doch nicht vorstellen.«

Die Malouins verließen das Hotel und setzten sich in eines der gegenüberliegenden Straßencafes, um die Rückkehr Meister Antifers abzuwarten.

Der Gesuchte saß zur gleichen Zeit bereits vor Zambucos Chef-schreibtisch.

»Sie bestehen also darauf?« fragte er den Bankier ohne weitere Einleitung.

»Ja.«

»Sie wollen mir den Brief Kamyk Paschas nur zeigen, wenn ich Ihre Schwester heirate?«

»Ja.«

»Dann heirate ich sie eben.«

»Warum denn nicht gleich so, Herr Antifer. Gegen 50 Millionen hätte auch Baron Rothschild eine Katze im Sack genommen. Kommen Sie jetzt, Herr Schwager.«

»Ist das Fräulein Braut schon hier?«

»Haben Sie vergessen, daß Ihre Zukünftige in Malta lebt?«

»Ach so. Sollen wir gleich dorthin fahren?«

»Nein. Wir gehen jetzt zusammen auf die Post und telegraphieren ihr, sie soll sofort hierherkommen.«

»Telegraphieren Sie, was Sie wollen, Herr Zambuco, ich meinerseits habe nicht die Absicht, hier in Tunis auf meine Braut zu warten. Wenn ich Ihre Schwester schon heirate, dann will ich wenigstens gleich auf Schatzsuche gehen können.«

»Auf eine Woche kommt es doch nicht an, Herr Antifer.«

»Und ob! Als Bankmann wissen Sie doch selbst, daß man Geld nicht zu lange sich selbst überlassen soll.«

»Gut. Vielleicht ist es auch besser, wenn Sie Ihre Braut erst mit dem Geld in der Tasche kennenlernen. Aber die Nachricht von ihrem Glück will ich ihr jetzt nicht vorenthalten. Dazu brauche ich übrigens Ihr Eheversprechen, und zwar schriftlich.«

»Schreiben Sie den Text ruhig hin, ich werde schon unterschreiben.«

»Und bei Zuwiderhandlung zahlen Sie Bußgeld, ist das klar?«

»Wieviel, Herr Zambuco?«

»Ich würde sagen: 50 Millionen?«

»Von mir aus. Könnten Sie mir den Vertrag jetzt vorlesen?«

»Mit Vergnügen. Also passen Sie auf:

Ich, Küstenkapitän Antifer aus St. Malo, gebe hiermit im Beisein von Herrn Zambuco, Bankier, feierlich das Versprechen, Fräulein Talisma Zambuco, wohnhaft in Malta, in allen Ehren zu heiraten. Sollte ich mein Versprechen 14 Tage nach der Hebung eines gewissen ererbten Vermögens nicht eingelöst haben, bin ich verpflichtet, genanntem Fräulein Zambuco ein Bußgeld in Höhe von 50 000 000 Franc — in Worten fünfzig Millionen — ohne Zins und Skonto auszusahlen. Unterschrift.«

Während Meister Antifer seinen Namenszug unter den Bogen setzte, sperrte der Bankier seinen Geldschrank auf und entnahm ihm einen vergilbten Zettel. Meister Antifer seinerseits zog ein ähnlich angegriffenes Stück Papier aus der Tasche und stand auf. Nun fixierten sich die beiden Rivalen und hielten ihre Dokumente fest umklammert wie Duellgegner ihre Vorderladerpistolen. Langsam tasteten sie sich einander entgegen und streckten die Hand mit dem prekären Zettel aus. Zentimeter um Zentimeter rückten die Herren aufeinander zu, die einzeln nichts als ein fleckiges Stück Papier, zusammen aber 100 Millionen in den zitternden Händen hielten.

»Ihr Brief«, flüsterte Meister Antifer.

»Ihr Dokument«, stieß der Bankier hervor.

Die Papiere waren übergeben worden. Beide Männer mußten sich erst einmal setzen, so sehr hatte die beiderseitige Kapitulation ihren Kreislauf beansprucht. Dann überflogen beide den Inhalt der Schriftstücke, beide wußten im nämlichen Augenblick, daß die Insel unter 7° 23' östlicher Länge und 3° 17' südlicher Breite zu suchen war.

»Haben Sie eine Karte?« fragte der Bankier.

»Eine Karte und einen kartenkundigen Neffen«, antwortete Meister Antifer.

»Wunderbar. Nichts wie hin.«

Auf dem Weg zum Hotel de France kamen Zambuco und Meister Antifer an der Post vorbei. Der Bankier erbat sich ein paar Minuten, ging hinein und telegraphierte seiner Schwester, daß sich ein *hoher Offizier der französischen Marine* für sie gefunden habe, der 50 Millionen mit in die Ehe bringe. Als Meister Antifer und Zambuco einträchtig nebeneinander den Platz vor dem Hotel überquerten, sprangen Juhel und Tregomain auf und stürzten auf den Malouin zu. Meister Antifer hätte sich am liebsten umgedreht und wäre weggelaufen, aber so bezwang er seine Scham und stellte die Herren einander vor. Ben Omar und Nazim waren auch zur Stelle, die Bretonen gingen aber erhobenen Hauptes an ihnen vorüber und schlossen sich zusammen mit Zambuco im Zimmer Meister Antifers ein.

Der Malouin warf Juhel die Planisphärenkarte hin und nannte ihm die Koordinaten. Ehe der Neffe nach dem Wie und Warum fragen konnte, befahl Meister Antifer, die gesuchte Position genauestens zu bestimmen.

»Hast du's bald?« fragte er ungeduldig.

»So ungefähr«, antwortete Juhel. »Sie können sich schon einmal den Golf von Guinea merken.«

»Genauer weißt du nicht, Jungkapitän?«

»Geduld, Geduld. Jetzt habe ich die Höhe von Loango.«

»Aha. Und wo da?«

»In der Bucht von Ma-Yumba.«

»Ausgezeichnet. Morgen früh geht es mit der Post nach Bône und dann mit der Eisenbahn nach Oran. Sie fahren doch auch mit, Zambuco?«

»Aber ja, Herr Schwager.«

»Was habe ich da eben gehört?« rief Gildas Tregomain.

»Nun ja«, antwortete Meister Antifer, »ich habe . . .«

»Wir wissen schon«, meinte Juhel resigniert. »Reden wir nicht mehr darüber.«

Zwei Stunden später wurde im Bankhaus Zambuco ein Telegramm aus Malta abgegeben. Es enthielt die Nachricht, daß sich ein gewisses Fräulein Zambuco nach 47 Jahren der Trauer zu den glücklichsten Wesen unter der Sonne zähle.

14

Da das tunesische Bahnnetz noch nicht an das algerische angeschlossen war, mußten die Reisenden bis nach Bône mit der Schnellpost fahren. Von dort aus waren die Provinzen Constantine, Algier, und Oran per Bahn zu erreichen.

Am Morgen des 24. April bestiegen die drei Bretonen, Zambuco, Ben Omar und Nazim-Saouk den Postwagen. Außer Tregomain war keiner in rechter Reisetimmung, so hatte auch nur er ein Auge für die Schönheiten der tunesischen Landschaft. Der Frachtschiffer war zeitlebens niemals im Ausland gewesen. Sein Erstaunen war um so größer, als er entdeckte, daß es in Nordafrika weitere Ebenen und schroffere Hügel gab als in der Bretagne.

Nach der ersten Pferdewechselstation ging die Fahrt nur noch halb so schnell vonstatten, manchmal war die Straße überflutet, so daß der Wagen bis zu den Achsen im gelben Wasser versank, manchmal brachten die drei Pferde das schwere Gefährt nur mit Mühe über Steigungen hinweg.

Juhel und Tregomain sprangen an jeder Pferdestation vom Wagen, um sich die eingeschlafenen Füße zu vertreten, aber Meister Antifer, dem die Fahrt nicht schnell genug gehen konnte, scheuchte sie immer rasch in den Wagen zurück, kaum daß die neuen Pferde angeschirrt waren. Sengend brannte die Sonne den ganzen Tag über von dem strahlendblauen Himmel. In den Dörfern, die der Postwagen durchfuhr, zeigte sich kaum ein Eingeborener. Gegen Abend sahen die Reisenden zierliche Minarette und weiße Kuppeln in der Abendsonne leuchten, schon freuten sich Juhel und Gildas Tregomain auf einen längeren Aufenthalt mit Stadtbesichtigung

und anschließender Siesta, da machte Meister Antifer alle ihre Hoffnungen zunichte und erlaubte nur eine knappe Essenspause. Mürrisch setzten sich die Reisenden um 21 Uhr wieder auf ihre Plätze, und der Wagen fuhr in die sternenklare Nacht hinein.

Einer nach dem anderen döste ein, nur Meister Antifer fand keinen Schlaf. Manchmal brüllte ein Löwe in den schwarzen Wäldern, oder eine Hyäne klagte in einem Tal, dessen Hänge das Echo zurückwarfen; dann schreckte irgendeiner der Schläfer auf, sah in die klare Nacht hinaus und dämmerte bald wieder vor sich hin.

Um 4 h morgens graute der Tag. Das Gefährt holperte hoch über dem Tal von Medscherda dahin, tief unter den Reisenden wälzte sich der Fluß. Zu beiden Seiten der Straße erstreckten sich dichte Feigenwälder, aus denen Araberhütten ragten. Am Abend hielt der Postwagen in Gardimau an, einer kleinen Ansiedlung, die später eine Station der Eisenbahn Tunis—Bône werden sollte.

Nach einem kärglichen Nachtstuhl trieb Meister Antifer seine erschöpften Begleiter sofort wieder in den Wagen. Der einzige, der gegen Antifers Hetze nicht protestierte, war der Bankier. Wären sich Meister Antifer und Zambuco irgendwo einmal auf der Straße begegnet, hätten sie sich wahrscheinlich nicht einmal angeschaut; aber jetzt schienen sie mit gemeinsamer Zunge zu reden, wenn es um das Tempo der Fahrt zu der afrikanischen Schatzinsel ging. Wie Galeerensklaven waren sie an eine einzige Kette geschmiedet, eine Kette aus Gold mit Diamantenbeschlag.

Beim nächsten Tagesanbruch mußte der Wagen für zwei Stunden in dem Flecken Soukhara anhalten. Meister Antifer und Zambuco konnten den Zeitpunkt der Abfahrt wieder nicht erwarten, während die anderen endlich ausgiebig frühstücken konnten. Juhel und Tregomain gingen ein Stück in die Ortschaft hinein und setzten sich an einem weiten, quadratischen Platz in ein arabisches Cafe, das trotz der ungewöhnlichen Tageszeit schon geöffnet hatte. Während der Frachtschiffer mit staunenden Kinderaugen die fremdartigen Menschen betrachtete und sich den Klang ihrer Sprache einzuprägen versuchte, studierte Juhel seine Seekarte. Nach einiger Zeit kamen die beiden ins Plaudern.

»Juhel«, sagte Tregomain, »diese Reise gefällt mir überhaupt

nicht. Immer nur fahren und fahren, heute morgen in Soukhara, heute abend schon in Bône, wie soll man so denn Land und Leute kennenlernen!«

»Mir paßt diese Fahrweise genausowenig«, antwortete Juhel, »ich frage mich nur, wie dieses Unternehmen noch ausgehen soll.«

»Mit einem Fiasko, glaube ich.«

»Wer weiß. Vielleicht finden wir auf der Insel Nr. 2 eine Nachricht, die uns nach Nr. 3 schickt, dann vielleicht nach Nr. 4 und wer weiß wohin. Aber wie ich Sie kenne, Herr Tregomain, werden Sie meinem Onkel brav hinterherlaufen.«

»Wer, ich?«

»Ja. Sie haben ihm noch nie einen Wunsch abschlagen können.«

»Ich kann diesen Mann einfach nicht allein ins Verderben rennen lassen.«

»Statt ihn aufzuhalten, rennen Sie noch mit. Was mich betrifft, Herr Tregomain, ich werde nach dem Besuch auf Insel Nr. 2 auf dem Absatz kehrtmachen, und meinen Onkel werde ich, ob er will oder nicht, mit nach St. Malo nehmen.«

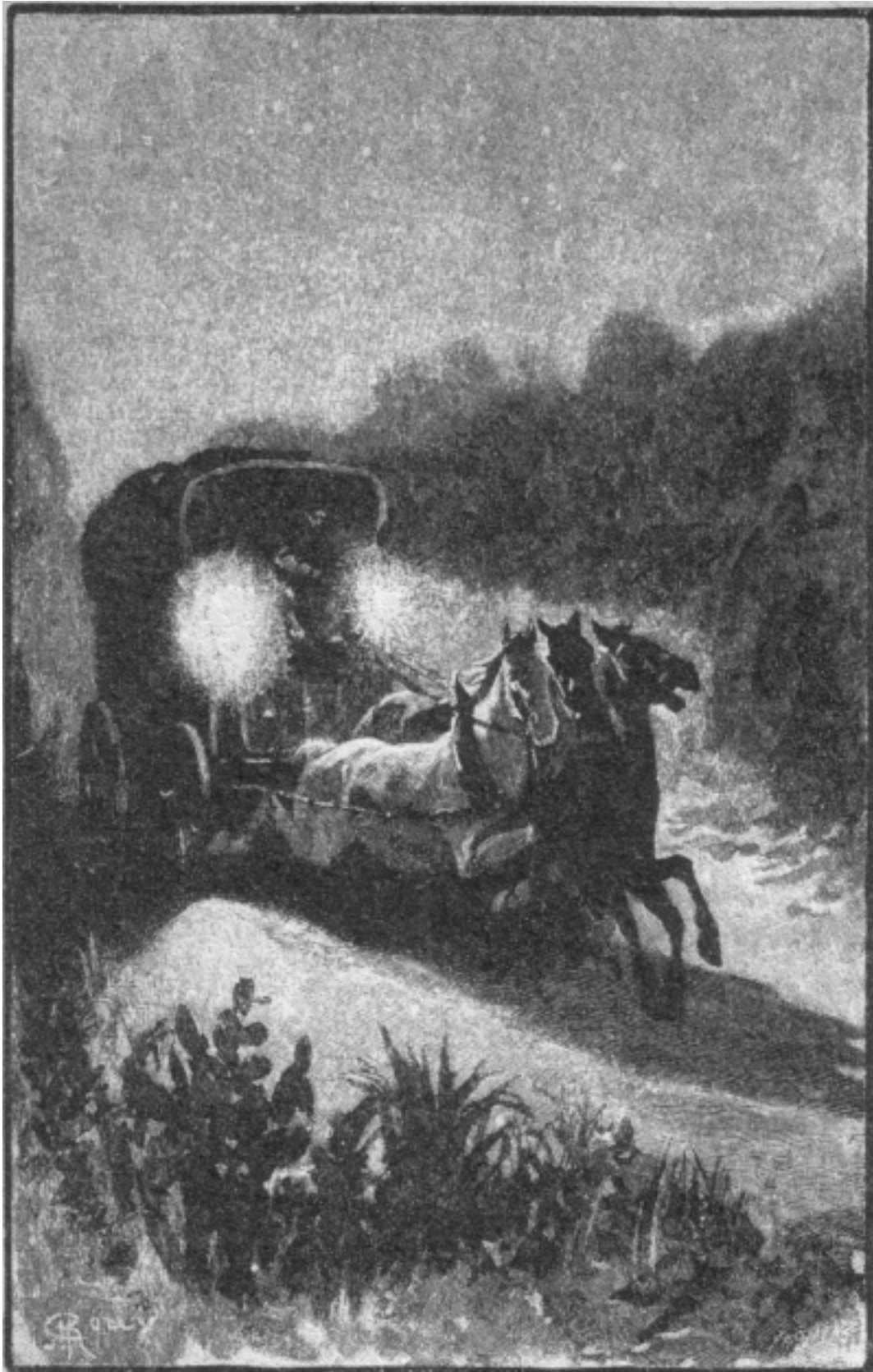
»Ihr Onkel wird aber weder wollen noch sich zwingen lassen.«

»Meinetwegen soll er dann allein um die Welt schippern. Ich für mein Teil fahre zu Enogate. In ein paar Monaten ist sie volljährig, und dann wird geheiratet. Mag man mir auch vor den Bug schießen, zu diesem Hafen finde ich den Weg!«

»Langsam, junger Mann. Ihr kommt schon noch zusammen, und ich schwöre dir, ich werde die Hochzeitsfunzel über euren Köpfen schwingen. Jetzt aber zurück zum Hotel, dein Onkel ist imstande und fährt davon, wenn wir zu spät kommen.«

Als die beiden Malouins am Platz vor dem Hotel eintrafen, waren die Pferde schon angeschirrt, und Meister Antifer begrüßte sie mit einem Dauerfluch. Der Kutscher durfte nicht einmal warten, bis die Männer zu den anderen Reisenden eingestiegen waren, so daß sie dem Wagen ein Stück nachlaufen mußten. Schaukelnd durchquerte das Gefährt auf einer abschüssigen Strecke Soukhara.

Der Frachtschiffer sah während der Fahrt unentwegt aus dem Fenster oder unterhielt sich angeregt mit dem Kutscher, der



Tag und Nacht rollte der Postexpresß über die schlechten Straßen Tunesiens. »Ich fürchte, das endet mit einem Fiasko«, sagte der Frachtschiffer leise zu Juhel.

ihm die Hügel, Täler, Flüsse und Dörfer erklärte. Tregomain war vor allem auf Bône gespannt, das ihm der Kutscher verführerisch zu schildern verstand. Doch als bereits die Dunkelheit hereinbrach, hatten die Reisenden erst die Vororte von Bône passiert; die Kasbah, die großen Plätze und die Strandpromenade verschwanden in der Nacht.

Antifer ließ den Wagen vor einem großen Hotel halten. Endlich durften die Reisenden in aller Ruhe dinieren, denn der Zug nach Algier ging nach Juhels Auskunft erst am nächsten Morgen ab. Um 21 Uhr lagen alle in den Betten, sogar den reisigen Antifer übermannte schließlich der Schlaf. Am Morgen war er jedoch als erster auf den Beinen. Um ganz sicher zu gehen, fragte er den Hotelportier nach der genauen Abfahrtszeit des Frühzuges. Der Mann verstand zuerst überhaupt nicht, aber dann prustete er vor Lachen:

»Die Eisenbahn nach Algier! Sie wollen wissen, wann der nächste Zug geht? In 20 Jahren frühestens, falls der Regierung nicht schon wieder das Geld ausgeht.«

»Das ist doch nicht möglich«, antwortete Meister Antifer. »In Tunis hing ein Fahrplan Bône—Algier.«

»Jawohl, mein Herr, die Fahrpläne hat man schon drucken lassen. Das ist aber auch die einzige Vorbereitung für den Bau der Eisenbahn.«

»Gibt es wenigstens einen Fahrgastverkehr auf dem Wasser, oder sind die algerischen Schiffe auch nur aus Papier?«

»Nein, die sind echt. Wenn Sie sich beeilen, erwischen Sie den Dampfer nach Algier noch.«

»Was steht ihr hier herum!« brüllte Meister Antifer seine Gefährten an, die der Lärm angelockt hatte. »Packt euren Kram und ohne Tritt marsch zum Hafen!«

Noch vor sechs Uhr früh waren alle Mann an Bord des Fahrgastschiffes, das nach wenigen Minuten die Anker lichtete und Kurs auf Algier nahm. Wehmütig sah der Frachtschiffer die Stadt Bône im Morgendunst verschwinden, er tröstete sich aber mit der Aussicht, das vielgerühmte Algier ausgiebig besichtigen zu können. Da er sich für sich selber von der Hebung des Schatzes wenig versprach, hatte er sich vorgenommen, der Reise wenigstens eine länderkundliche Seite abzugewinnen und alle Eindrücke ganz fest zu bewahren.

Zu seinem Leidwesen folgte auf die Enttäuschung von Bône die Enttäuschung von Algier. Der Dampfer machte erst nach

20 Uhr im Hafen fest, als die Stadt mit ihren Sehenswürdigkeiten längst im Dunkel lag. Er konnte nur die Treppe erkennen, über die der Trupp den Kai verließ, und einen öden Platz, den die Reisenden überquerten, um sich im benachbarten Hotel de l'Europe einzumieten.

Tregomain und Juhel suchten sich nebeneinanderliegende Zimmer aus. Bald wurde zum Abendessen gerufen, das Juhel besonders eilig hinunterschlang, denn er wollte vor dem Schlafengehen noch einen Brief an Enogate schreiben. Tregomain stand mit Juhel vom Tisch auf und ging zufrieden auf sein Zimmer, denn er freute sich auf die Spaziergänge durch Algier am nächsten Tag. Während sich Juhel betörende Formulierungen für seine Braut überlegte, schaute Tregomain zum Fenster hinaus, um vor dem Schlafengehen noch einen Happen von Algier zu erhaschen.

Auf einmal sah er zwei bekannte Konturen sich über den Platz vor dem Hotel bewegen und in der Nacht verschwinden. Es waren Meister Antifer und der Bankier. Der Frachtschiffer begab sich sogleich zu Juhel und meldete ihm die Neuigkeit.

»Ob die beiden Millionenerben vielleicht *Algier bei Nacht* besichtigen wollen?« fragte er.

»Weiß der Himmel, was die zusammen noch aushecken«, antwortete Juhel. »Es ist mir übrigens schon seit Tagen aufgefallen, daß mein Onkel und der Bankier verdächtig oft die Köpfe zusammenstecken.«

Da Tregomain sah, daß er Juhel beim Minnedienst gestört hatte, verließ er ihn gleich wieder. Nach dem Ausziehen öffnete er noch einmal das Fenster und saugte begierig die berühmte Luft von Algier ein. Nachdem sich der Abenddunst gehoben hatte, konnte der Frachtschiffer deutlich die Lichter von Kap Matifu sehen und die Reede von Algier, an der die Positionslampen der ankernden Schiffe blinkten. Den ganzen Strand entlang blakten die Lichter der Fischerboote, manche schaukelten weiter draußen und hielten mit der Abendbrise auf die Küste zu. Im Schein der Hafenbeleuchtung waren auch dicke Rauchwolken zu erkennen, die mit Funken vermischt aus den Schornsteinen der Dampfer quollen. Dahinter breitete sich das offene Meer, in dem sich die klaren Sternbilder schwankend spiegelten.

Nach dieser hellen Nacht versprach der nächste Tag schön

zu werden. Tregomain konnte ihn kaum erwarten. Ein Bekannter hatte ihm einst von einem Feinschmeckerlokal »Chez Moïse« bei Pointe Pescade erzählt, dort dachte er am Mittag mit Juhel essen zu gehen.

Der Frachtschiffer hatte sich gerade auf seinem Bette ausgestreckt, da trommelte jemand energisch gegen seine Tür.

»Juhel, bist du's?« fragte er.

»Nein, Antifer. Pack sofort deine Siebensachen zusammen.«

»Warum denn mitten in der Nacht?«

»Halt keine Reden, sondern komm. In 40 min geht der Postdampfer ab.«

Während sich Tregomain fluchend anleidete, hörte er den Malouin an Juhels Tür sein Sprüchlein wiederholen. Der Neffe schrieb rasch noch ein PS unter den Brief an Enogate, dann machte auch er sich reisefertig. Unterdessen marschierte Antifer weiter den Gang entlang und piff wie ein Unteroffizier vom Dienst seine Mannschaft aus dem Schlaf. Eine Minute später stand Juhel mit dem Seesack über der Schulter in Tregomains Zimmer. »Wenn uns mein Onkel auch keine Stadtbesichtigung bietet, Überraschungen hat er immer parat.«

»Mit seinem alten Freund Tregomain dürfte er eigentlich so nicht umspringen.«

»Er dürfte nicht, aber er kann es, denn er braucht Sie nur von unten herauf anzuschauen . . .«

Nach 10 min war die Gesellschaft vollzählig in der Hotelhalle versammelt. Juhel warf noch schnell seinen Brief ein, dann marschierten die sechs Männer los, quer über die Place de Gouvernement auf die Kais zu. Schon von weitem war die Dampfpeife eines Schiffes zu hören, das, aus allen Rohren qualmend, eine halbe Kabellänge von der Reede vor Anker lag.

Ein Ruderboot brachte die Reisenden auf die *Catalan* hinüber, einen Dampfer aus einer Marseiller Reederei, der den Linienverkehr zwischen Europa und Westafrika versah. Kaum waren die Passagiere in ihre Kabinen eingewiesen, ging ein Zittern durch das Schiff, die Schraube begann sich zu drehen und ließ schmutzigen Schaum gegen die Hafentmole schlagen. Rasch glitt die *Catalan* zwischen den vor Anker liegenden Frachtern hindurch, passierte die Festung und gewann, allmählich Fahrt aufnehmend, die offene See mit Kurs nach Westen.

Juhel und Tregomain standen nebeneinander an der Reling, als Algier achtern verschwand.

»Siehst du«, sagte der Frachtschiffer und deutete auf ein paar Lichter an der Küste, »dort drüben in Pointe Pescade habe ich dich morgen mittag bei Moïse zum Essen einladen wollen.«

»Wenn Sie mit meinem Onkel reisen, dürfen Sie sich nie etwas vornehmen. Diesmal zweifle ich übrigens sehr, ob er sich mit seiner Hetze nicht verrechnet hat. Was nützt es, wenn wir schon in ein paar Tagen in Dakar sind, dann aber wochenlang auf die Weiterreise warten müssen, denn von dort aus gibt es keinen regelmäßigen Liniendienst.«

»Ich verstehe Freund Antifer nicht mehr.«

»Ich verstehe auch Großvater Antifer nicht mehr. Hätte der damals bloß diesen vermaledeiten Kamyk Pascha am schönen Mittelmeerstrand sitzenlassen, dann säßen wir jetzt gemütlich in St. Malo, und Enogate würde Babywäsche häkeln.«

»Du hast gut reden, Juhel. An der Stelle deines Großvaters hättest du nicht an das Unglück deiner Nachkommen, sondern an das Heil eines unglücklichen Zeitgenossen gedacht.«

Die *Catalan* umrundete Kap Spatel noch während der Nacht, dann wendete sie scharf nach Süden und hielt sich so weit vom Land entfernt, daß die Passagiere nur selten eine unbestimmte Küstenlinie am Horizont sahen. Erst auf der Höhe von Kap Verde rückte die westafrikanische Küste ins Blickfeld. Wenig später lief die *Catalan* nach einer ruhigen Überfahrt im Hafen von Dakar ein.

15

Während Meister Antifer und Zambuco bald nach der Ankunft zum amtlichen französischen Reisebüro gingen, schlenderten Tregomain und Juhel in der Stadt umher. Schon nach einer Stunde hatten sie die wesentlichen Sehenswürdigkeiten Dakars besichtigt: eine Kaserne, einen öffentlichen Park und ein Hospital für Gelbfieberkranke.

Zurück im Hotel, eröffnete Meister Antifer seinen Gefährten, daß der nächste Liniendampfer frühestens in einer Woche zu

erwarten sei und wahrscheinlich nur bis nach Sierra Leone fahre. In seiner völligen Verblendung schlug der Malouin vor, den Golf von Guinea auf dem Landweg zu erreichen. Ben Omar fiel sofort in Ohnmacht, als er das hörte, die anderen nahmen das Ansinnen von vornherein nicht ernst.

Die Wartezeit wurde für alle zu einer zermürbenden Nervenprobe. Deutlicher als zuvor waren die sechs Männer in drei Gruppen geschieden, die nur bei den Mahlzeiten beisammensaßen und sich sonst nach Möglichkeit aus dem Weg gingen: Antifer-Zambuco, Tregomain-Juhel und Ben Omar-Nazim. Diese drei Duos waren untereinander viel zu verschieden, als daß sie sich jemals zu einem Sextett hätten vereinigen lassen, abgesehen davon, daß dabei nur die schrillste Kakophonie aller Zeiten herausgekommen wäre.

Das seltsamste Paar bildeten zweifellos Meister Antifer und Zambuco. Bis vor einigen Wochen war der eine ein stiller Pensionär gewesen, Verfechter eines stillen Glücks im Winkel und einer stark bretonisch geprägten Naturphilosophie. Statt sanftmütiger Naturbetrachtung erfüllte jetzt ein wilder Drang nach Reichtum seinen Kopf, und die Vorstellung von schimmerndem Gold trübte seinen Blick. Der andere besaß das Vermögen längst, von dem der eine nur träumte, aber seine Raffgier war so übermächtig, daß er selbst die fürchterlichsten Entbehrungen auf sich nahm, wenn er nur noch ein paar Geldsäcke mehr in seinem Tresor horten konnte.

Seelisch litt Meister Antifer am meisten unter der Wartezeit, körperlich aber Gildas Tregomain. Man konnte förmlich beobachten, wie er sein Volumen nach und nach durch seine gedehnten Poren ausschwitzte. Juhel versuchte, ihn so gut es ging zu trösten.

»Vielleicht gibt es dort unten Menschenfresser«, sagte er zu dem Frachtschiffer, »und dann ist es allemal klüger, wenn man ihnen nicht in appetitanregender Fülle entgegentritt.«

»Soviel ich weiß, sind die Menschenfresser in Afrika selten geworden.«

»Mag sein, aber vielleicht liegt die Insel Nr. 3 in einer anthropophagischen Gegend, so daß Sie dann keine Angst mehr zu haben brauchen, Sie würden die Gelüste der Wilden anreizen.«

Ben Omar und Saouk, die zwar die Hitze besser vertrugen als die Europäer, über dem vergeblichen Warten auf das Schiff

aber allmählich ihren orientalischen Gleichmut verloren, vertrieben sich die Zeit ebenfalls mit Reden. Der falsche Sekretär sah jetzt die Gelegenheit näher rücken, bei der er den Malouin und den Bankier berauben zu können glaubte.

»Ich habe dort unten einen guten Freund«, sagte Saouk zu Ben Omar, »mit dem ich zu Hause schon manchen Streich ausgeheckt habe. Ich denke, wir werden eine Bande von zuverlässigen Verbrechern zusammenstellen und den Bankier samt den Christenhunden einfach verschwinden lassen.«

»Erlauben Sie einen Einwand, Exzellenz«, antwortete Ben Omar kläglich, »aber können Sie sich auf Ihren Freund wirklich verlassen? Wenn er oder einer seiner Freunde etwas ausplaudert, dann wandern wir alle miteinander aufs Schafott.«

»Ich kenne nur einen, dem ich einen solchen Verrat zutraue: dich!«

Der Notar zitterte an allen Gliedern, wagte aber keine Erwiderung. Er zitterte noch einmal, als er hörte, ein Dampfer sei in Dakar angekommen und zum Auslaufen in den Golf von Guinea bereit.

Am 13. Mai schifften sich die Reisenden an Bord des portugiesischen Dampfers *Cintra* ein, der nach Loango bestimmt war. Juhel und Tregomain standen bei der Abfahrt an der Heckreling und betrachteten heimwehkrank das schäumende Kielwasser. Jede Umdrehung der Schraube entfernte sie ein Stück mehr von den vertrauten Türmen und Zinnen ihrer bretonischen Heimatstadt, und sie wußten nicht, wann sie endlich wieder nach Norden fahren würden.

Die Fahrt an der afrikanischen Küste entlang verlief ohne Zwischenfall, selbst Ben Omar blieb vor den Attacken der Seekrankheit verschont. Die *Cintra* lief allerdings so langsam, daß kaum ein Fahrtwind die sengende Hitze milderte, so blieben die Passagiere die meiste Zeit in ihren Kabinen unter Deck.

Der Bestimmungsort Loango lag ein paar hundert Kilometer südlich der Ma-Yumba-Bai, in der die Insel Nr. 2 zu suchen war. Meister Antifer versuchte durch Überreden und Bestechen den Kapitän zu einer kleinen Kursabweichung und zur Landung in Ma-Yumba zu veranlassen; der Portugiese, der auf der Welt nichts mehr fürchtete als eine Disziplinarstrafe seiner Reederei, ließ sich aber nicht breitschlagen. Man war sogar drauf und dran, Meister Antifer wegen Meuterei in den

Kielraum zu sperren. Am 21. Mai drehte die *Cintra* vor den Sandbänken von Loango bei und stoppte. Die Passagiere wurden in eine Schaluppe verfrachtet und zur Küste hinübergerudert, während der Dampfer wieder die Anker lichtete und Richtung San Paolo de Loanda in See stach.

Loango war eines der zahlreichen kleinen afrikanischen Königreiche, die sich gegen jede Kolonialherrschaft hatten behaupten können. Die benachbarten Stämme an der Küste mußten dem König von Loango eine Steuer in Form von Sklaven entrichten, die er allerdings unter dem Druck der europäischen Mächte nicht mehr nach auswärts verkaufen durfte. Dafür waren die Küstenwege im Machtbereich des Königs um so weniger sicher, denn die Eingeborenen versuchten, jeden Fremden einzufangen und als Einkommensteuer abzuliefern.

Die Reisenden waren kaum ein paar Stunden in Loango, da stellte Nazim ihnen einen finster aussehenden Portugiesen mit Namen Barroso vor, der sich erbot, die Gesellschaft mit seinem Küstenfahrzeug in die Ma-Yumba-Bai zu schaffen und sie später auch wieder abzuholen. Als Meister Antifer auch noch erfuhr, daß in nächster Zeit ein Liniendampfer nach Marseille zu erwarten war, schien sein Unternehmen vollends gesichert.

Nachdem der Portugiese ein halbes Dutzend schwerer Elefanten an Bord genommen hatte, ging seine *Portalegre* am Morgen des 22. Mai unter Segel. Sechs zerlumpfte, verkommene europäische Gestalten bildeten die Besatzung des 150 t großen Küstenseglers. Aber die Reisenden brauchten die Lumpenmatrosen nicht anzusehen, denn das wechselnde Panorama der Küste mit Buchten, Wäldern und Dörfern zog ihren Blick immer wieder an. Auch der Notar war während der ungestörten Fahrt wohlauf, Gildas Tregomain ging vor Begeisterung bald über:

»Ach, Juhel, auf meiner *Charmante Amélie* zwischen den Ufern der Rance war es niemals schöner.«

»Mag sein«, antwortete Juhel, »aber ich würde mich noch bedeutend wohler fühlen, wenn Nazim und dieser Portugiese nicht so verdächtig oft die Köpfe zusammenstecken würden.«

Auch der Frachtschiffer bemerkte jetzt, daß der Notariatssekretär mit jenem Barroso vertraulicher umging, als es zwischen einem Kapitän und einem wildfremden Passagier üblich ist.

Aber er dachte sich nichts weiter dabei, zumal am Morgen des 27. Mai schon die Ma-Yumba-Bai in Sicht kam, in deren Hintergrund der Zielhafen liegen mußte.

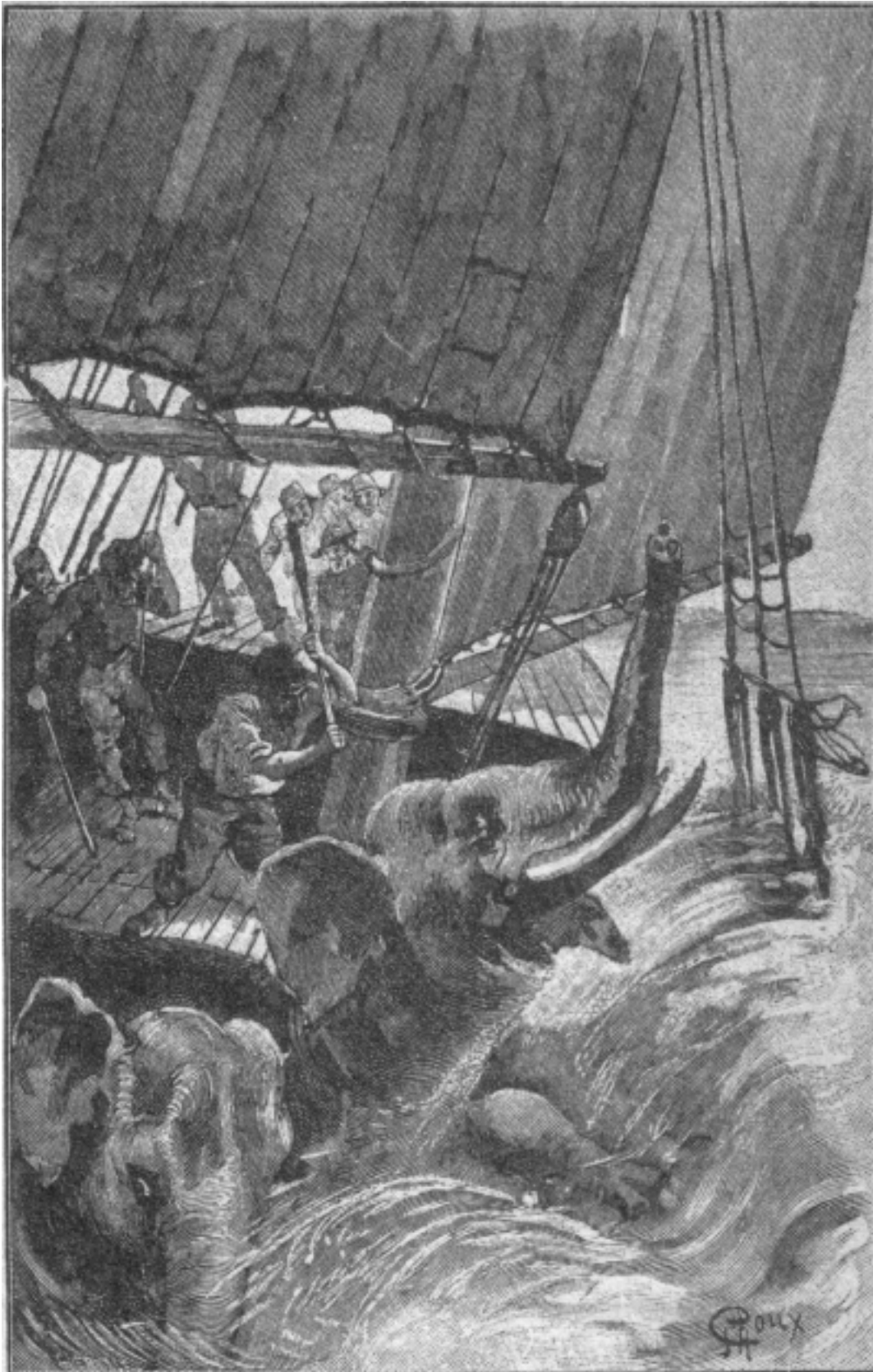
Meister Antifer und Zambuco suchten unausgesetzt das Meer mit dem Glas ab. Nachdem die *Portalegre* eine Landspitze passiert hatte, tauchten aus der glitzernden Wasserfläche mehrere kleine Inseln auf, die wie Blumenkörbe im Meer zu schwimmen schienen. Der Wind war jedoch in der Mittagshitze so weit abgeflaut, daß die *Portalegre* kaum mehr vorankam. Das Meer lag spiegelglatt, als sei es mit Öl übergossen. Meister Antifer war etwas erstaunt, daß alle diese Inseln von dichtem Grün überzogen waren, obwohl in dem Dokument von Felsen die Rede war, unter denen der Schatz vergraben war; er und Juhel kamen überein, den nächsten Tag abzuwarten und dann durch Sonnenbeobachtung die richtige Insel herauszufinden.

Aus heiterem Himmel begann die *Portalegre* plötzlich sacht zu schaukeln, und schon im nächsten Augenblick hing der Notar bleich und stöhnend über der Reling. Als das Fahrzeug stärker ins Rollen kam, hörten die Reisenden den Kapitän gottsjämmerlich fluchen, und seine Mannschaft rannte kopflos auf Deck hin und her. Keiner der Passagiere konnte sich erklären, woher die sich ständig verstärkende Rollbewegung kam.

»Was ist denn das?« fragte Tregomain seinen Freund Juhel. »Es sind die Elefanten, glaube ich.«

Die Portugiesen hatten jetzt die Öffnungen zum Laderaum aufgerissen. Die sechs Elefanten, denen es in dem finsternen Loch zu eng geworden war, hatten ein sehr wirkungsvolles Spiel erfunden: sie stellten sich Flanke an Flanke im Laderaum nebeneinander und stellten sich abwechselnd auf die Vorder- und Hinterbeine, so daß die *Portalegre* sich einmal nach backbord und einmal nach steuerbord legte.

Schon bald berührte die Reling das Meer, und das über das Deck fließende Wasser schwappte in den Laderaum hinunter. Verzweifelt bemühte sich die Mannschaft, die spielenden Dickhäuter zur Ruhe zu bringen. Die schwangen aber weiter die Rüssel in der Luft und ließen die Ohren flattern, die *Portalegre* legte sich immer stärker nach beiden Seiten über. Zum Lenzen war es längst zu spät. Innerhalb von 10 min versank der Küstensegler mit vollgelaufenem Laderaum im etwa 30 m



*Bald berührte die Reling das Meer, Wasser schwappte
In den Laderaum. Vergebens bemühten sich die Seeleute,
die ausgelassenen Dickhäuter zur Räson zu bringen.*

tiefen Gewässer, während die Elefanten prustend und brüllend ertranken.

Alle Insassen hatten sich rechtzeitig von Bord geflüchtet. Meister Antifer nahm den Bankier in Schlepptau, und Nazim zog seinen wasserscheuen Prinzipal hinter sich her. In kurzer Zeit standen alle tropfnaß, aber wohlbehalten am Strand der Insel, die das Küstenfahrzeug zuletzt angelaufen hatte. »Jetzt habe ich armer Binnenschiffer endlich einen richtigen Schiffbruch mitgemacht!« rief Tregomain. »Ich danke dir, Freund Antifer.«

»Und meine Instrumente, meine Karten?« fluchte der Malouin.

Außer seinen Goldstücken im Gürtel hatte Meister Antifer seine gesamte Ausrüstung verloren. Die Schiffbrüchigen trockneten ihre Kleider an der Abendsonne, dann legten sie sich unter einer Baumgruppe schlafen. Aber keiner von ihnen fand seine Ruhe. In das Tosen der Brandung mischte sich bald ein ohrenbetäubender Lärm, der aus dem Innern der Insel kam. Zweige knackten, Äste krachten, dazwischen erklang etwas wie Trommelschläge, mit seltsamen Lauten untermalt.

Die Schiffbrüchigen, die eigentlich mit einem Eingeborenenstamm gerechnet hatten, staunten nicht schlecht, als sie ihre Lagerstatt am nächsten Morgen von einer halben Hundertschaft Schimpansen umstellt sahen. Während Barroso seine Männer als Lagerwache aufstellte, zitterte der Notar am ganzen Leib und jammerte in einem fort.

»Was machen wir nur, wir haben keine Waffen, diese Ungeheuer werden uns allesamt auffressen.«

»I wo«, antwortete Meister Antifer, »diese Sorte Affen hat es nur auf Brillenträger abgesehen.«

»Onkel Antifer!« rief Juhel plötzlich. »Dort drüben ist ein Boot vom Ufer abgestoßen und hält auf unsere Insel zu. Wir müssen endlich einen Entschluß fassen.«

»Wieso denn?« fragte der Malouin.

»Ich bin dafür, mit diesem Boot nach Ma-Yumba zu fahren, zu Fuß nach Loango weiterzuziehen und dort den erstbesten Dampfer zu besteigen.«

»Nie und nimmer!« rief Meister Antifer. »Wenn ich nachher nach Ma-Yumba hinüberfahre, dann nur, um von dort aus alle Inseln der Bucht abzusuchen, ich wiederhole dir, alle!«

»Sie finden sie ja doch nicht, Onkel Antifer.«

»Schweig still, Defätist!« schrie Meister Antifer in höchster Erregung, in der er den Kieselstein zwischen seinen Zähnen zerbiß und die Splitter samt einigen Backenzähnen ausspuckte.

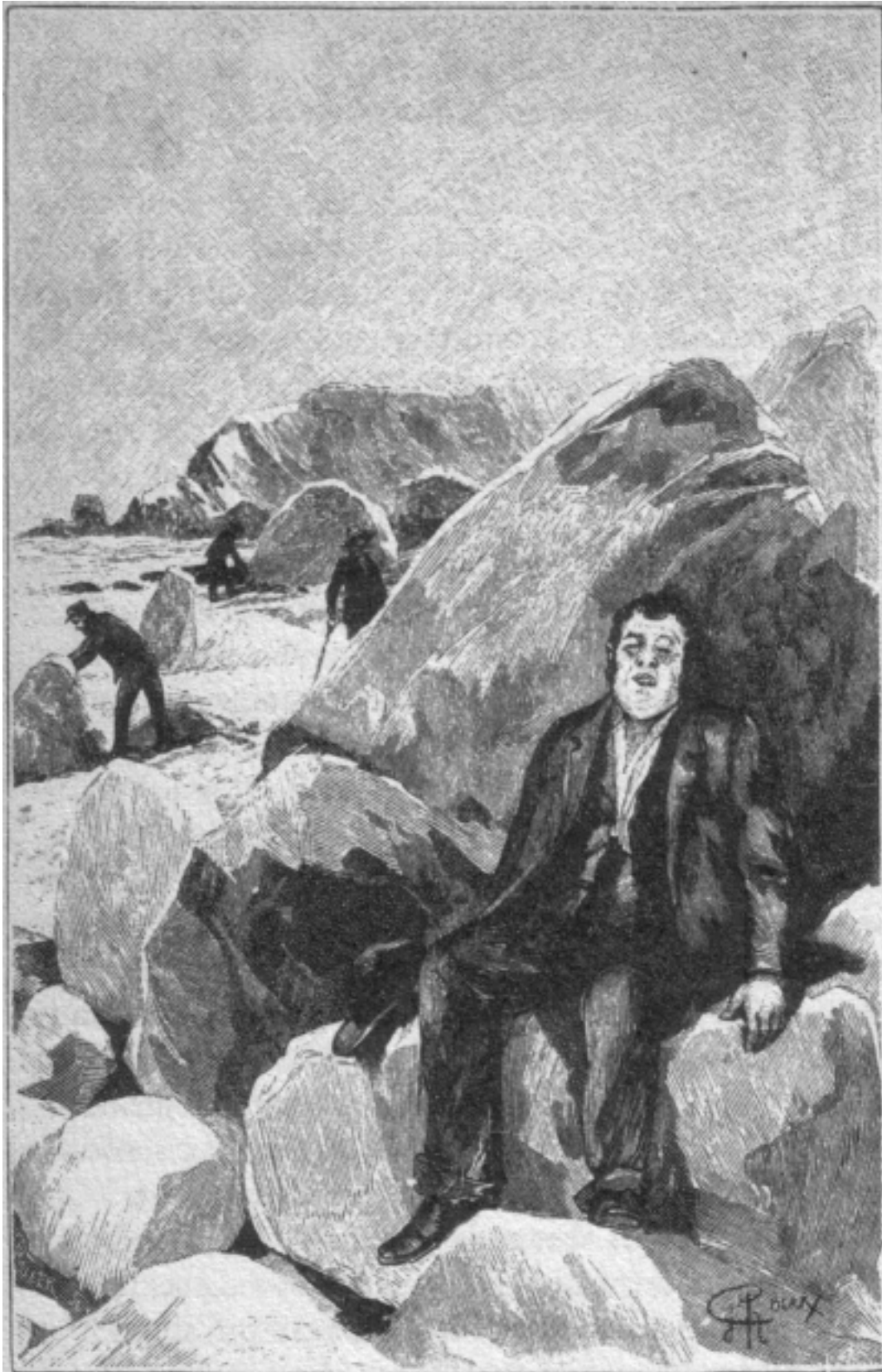
Juhel sagte nichts mehr. Als sich sein Onkel von seinem Wutausbruch erholt hatte, nahm er den Frachtschiffer, den Bankier und seinen Neffen beiseite. Die Schatzsucher stritten immer noch, ob sie die Untersuchung aufgeben sollten oder nicht; aber das letzte Machtwort hatte Meister Antifer, und er befahl seinen Gefährten kurzerhand, noch vor der Ankunft des Bootes mit ihm die Insel abzusuchen.

Zuerst verließen er und Zambuco das Lager, dann kamen Tregomain und Juhel, schließlich folgten auch die Ägypter in angemessenem Abstand. Die Portugiesen sahen ihnen argwöhnisch nach, machten aber keine Anstalten, sich ihnen anzuschließen. Dafür lösten sich mehrere Schimpansen aus der Herde und sprangen den Männern grimassierend und heiser schreiend hinterher.

Nach dem Dokument Kamyk Paschas sollte der Schatz an dem Nordende der gesuchten Insel vergraben sein. Da die Schiffbrüchigen am Süden der Insel gelandet waren, hatten sie bis zum gegenüberliegenden Ufer etwa 3 km zurückzulegen. Während Meister Antifer und Zambuco an der Spitze zügig das Marschtempo angaben, behielt Gildas Tregomain die Schimpansen im Auge, die in einigem Abstand neben den Männern herhoppelten, und mit der Zeit schnitt er ihnen Gesichter, kniff die Augen zusammen oder fletschte die Zähne. Die Affen mochten sich aber nicht nachäffen lassen und stürzten sich auf den Frachtschiffer, der schleunigst Reißaus nahm.

Nach einer Stunde mühseliger Wanderung durch dichtes Unterholz und über Geröllstrecken sahen die Schatzsucher das Ende der Insel vor sich liegen. Es gab aber nicht nur eine Nordspitze, sondern vier, und Meister Antifer wußte nicht, welche davon Kamyk Pascha gemeint hatte. Es blieb ihm keine andere Wahl, er mußte eine nach der anderen untersuchen.

Bis zur ersten Landspitze hielt Gildas Tregomain noch tapfer mit, auf der zweiten verließen ihn aber die Kräfte. Ermattet lehnte er sich gegen einen Felsblock und schloß die Augen. Seine Gefährten suchten unterdessen unbeirrt weiter, drehten jeden Stein um, durchwühlten Moos und Algen. Selbst das



Bis zur ersten Landspitze hielt Gildas Tregomain noch tapfer mit. Doch auf einmal verfärbte sich sein Gesicht, und der schwere Frachtschiffer sank matt an einen Felsblock nieder.

umspülte Ende der Landzunge wurde systematisch durchgekämmt, obwohl es wenig wahrscheinlich war, daß Kamyk Pascha sein Zeichen in einen Felsen geritzt hatte, der der Brandung und jedem Wetter voll ausgesetzt war.

Als Meister Antifer mit seinen Begleitern unverrichteterdinge an Tregomains Rastplatz vorüberkam, erhob sich der Frachtschiffer schwankend und trottete den anderen hinterher. In der Zwischenzeit hatten sich die Affen in Gefechtslinie aufgestellt und empfingen die Schatzsucher mit einem Steinhagel. Die Männer gingen blitzschnell in Deckung, der Notar rannte gleich ein Stück zurück und suchte hinter dem breiten Rücken des Frachtschiffers Schutz. Als Tregomain sich aufrichtete, um einen faustdicken Brocken mitten unter die Affenbande zu schleudern, schrie der Notar plötzlich auf:

»Das Doppel-K!«

Meister Antifer und Juhel waren sofort bei ihm.

»Was ist mit Ihnen?« fragte der Malouin.

»Da! Das Doppel-K!« rief er und zeigte auf Tregomains Rücken.

Jetzt entdeckte auch Meister Antifer auf der staubbedeckten Jacke des Frachtschiffers den undeutlichen Abdruck des Monogramms Kamyk Paschas. Im selben Augenblick begriff er auch schon, wie das Phänomen zu erklären war; der Fracht-Schiffer mußte sich mit dem Rücken genau gegen jenen Felsen gelehnt haben, in den das Zeichen des Ägypters eingemeißelt worden war. Es war die einzige Stelle auf Tregomains Rock, an dem der Dreck des Felsblocks nicht hängengeblieben war.

Meister Antifer fragte nicht lange, sondern packte seinen Freund am Kragen und zerrte ihn zu seinem Ruheplätzchen hinüber. Dort, wo Tregomains breites Gesäß im Erdreich abgedrückt war, begann der Malouin mit bloßen Händen zu graben, bis es unter seinen Nägeln blutete. Dann löste Juhel ihn ab. Nach fast einer Stunde stießen die Schatzgräber auf einen harten Gegenstand. Die Bretonen verdoppelten ihre Anstrengungen, bis ein Aufschrei Meister Antifers die Ausgrabung beendete.

In seinen Händen hielt er einen Metallkasten nach dem gleichen Modell wie auf der Insel von Sohar. Tregomain packte einen zentnerschweren Brocken und ließ ihn auf den Kasten fallen. Der Deckel sprang auf, und Meister Antifer zog, vor Wut und Enttäuschung zitternd, ein Stück Papier mit der be-

kannten Handschrift Kamyk Paschas heraus. Als er es auseinanderfaltete, fielen zwei Diamanten heraus, die der Bankier sofort unter die Nase hielt. Meister Antifer las den Text mit bebender Stimme vor:

Die Insel Nr. 3 liegt auf der Länge: 25° 11' östlich von Paris. Die Breite müssen die beiden Erben Antifer und Zambuco zusammen bei Herrn Tyrcomel, Esq., Edinburgh, Schottland, abholen. Als Anlage füge ich zwei Diamanten bei, mit denen die Unkosten der Reise abgedeckt werden können. Und nun gute Reise! Kamyk Pascha.«

»Immerhin, Herr Schwager«, sagte der Bankier, »zwei Promille unsres Erbes haben wir schon. Ich schätze, einer von diesen Diamanten ist gut seine 100 000 Franc wert.«

Juhel fand es nicht sehr klug von seinem Onkel, das neue Dokument in aller Öffentlichkeit vorzulesen. Sein ganzer Trumpf war damit leichtfertig aufs Spiel gesetzt. Zu seinem Erstaunen bemerkte der junge Kapitän, daß der Sekretär Ben Omars, der doch angeblich kein Französisch verstand, überaus aufmerksam zuhörte, als Meister Antifer die Längenangabe des Dokuments vorlas.

Wäre es nach Juhel gegangen, dann hätte sich sein Onkel begnügen und schnurstracks nach St. Malo zurückkehren sollen. Meister Antifer bestand aber darauf, weiterhin strikt nach den Anweisungen Kamyk Paschas zu verfahren. Auch der Bankier wollte die Suche noch nicht aufgeben.

»Meine Schwester liebt Sie so sehr«, sagte Zambuco zu Meister Antifer, »daß sie auch noch zehn Jahre auf Sie wartet.«

»O weh, dann geht die Jungfrau ja schon auf die sechzig los.«

In der Zwischenzeit war die Schaluppe auf der Insel gelandet und nahm alle Schiffbrüchigen mit nach Ma-Yumba. Von dort erreichten die Schatzsucher ohne Aufenthalt auf einem spanischen Dampfer Marseille, fuhren mit dem Blitzzug nach Paris, stiegen dort in den Expreßzug nach Calais, setzten mit der Eilfähre nach Dover über, erwischten dort noch den Schnellzug nach London, der sofort Anschluß an den Fliegenden Schotten mit Zielbahnhof Edinburgh hatte. Erst dort fand Juhel Zeit, einen Brief an Enogate in den Kasten zu werfen.

»Liebe Brüder und Schwestern, das Evangelium empfiehlt heute, uns über Reichtum und Armut Gedanken zu machen. Dieses heilige Evangelium sagt ganz klar, was wir von Besitz und Reichtum halten sollen: *beati pauperes spiritu!* Ich weiß, daß mitten unter uns ein paar Starrköpfe sitzen, die jene Stelle mit Hilfe ihres Küchenlateins >Glücklich, wer arm an Geist ist< übersetzen werden. Schande über sie und über ihre Lehrer! Der Evangelist sagt, daß nur die glücklich sind, die arm im Geiste sind, und das ist etwas anderes als verdummt, verblödet oder schwachsinnig. Nein, meine Brüder und Schwestern, der Fluch dieser Erde ist das Geld, und das wahre Glück bietet nur die Armut im Geiste, im Gold und im Fleisch. Ihr, meine Schwestern, die ihr eure Häse, Arme und Finger mit Diamanten und Edelsteinen behängt, euch hat die Krätze erwischt, die schlimmste Pestilenz, die nur mit Feuer und Schwert ausgerottet werden kann. Und ihr, meine Brüder, die ihr dem Gold nachjagt, euch wird der heilige Blitzstrahl treffen, wenn ihr nicht Einkehr haltet und eurer Gier abschwört, die schlimmer ist als alle Wollust des Fleisches!«

Dies und noch mehr donnerte der Reverend Tyrcomel von der Kanzel der Tron Church zu Edinburgh auf seine eingeschüchterte Gemeinde herab, die er am Schluß seiner Philippika unter Verwünschungen aufforderte, all ihr Hab und Gut, Schmuck, Bargeld, Schecks und Aktien im Firth of Forth zu versenken. Den Gedanken, das Geld unter die Minderbemittelten zu verteilen, verwarf er als Irrlehre, da der verfluchte Reichtum auf diese Weise nicht vernichtet, sondern nur umverteilt würde.

In der hintersten Bank der Kirche saßen sechs Männer, die bei jedem Donnerwort des Predigers unwillkürlich die Köpfe einzogen. Dieser illuminierte Gottesmann, eine hagere, asketische, fanatisch dreinblickende Gestalt, sollte also jener Dritte im Bunde sein, dem Kamyk Pascha die Breitenangabe anvertraut hatte, mit deren Hilfe die drei Fässer voll Gold, Diamanten und Edelsteinen ausgegraben werden konnten.

Nachdem Juhel seinem Onkel die wichtigsten Passagen der Predigt übersetzt hatte, erschien es dem Malouin auf einmal

sehr zweifelhaft, ob sich dieser Fanatiker freiwillig dazu hergeben würde, die Vermehrung irdischen Reichtums um 100 Millionen zu unterstützen, indem er den Schatzsuchern die Breitenangabe herausgab. Meister Antifer konnte sich auch; nicht vorstellen, auf welche Weise der reiche Kamyk Pascha mit diesem Prediger der Armut so ins Vertrauen gekommen war, daß er ihm ein derart bedeutsames Dokument überließ. Trotz alledem waren die Reisenden entschlossen, den Prediger am Kirchengang abzufassen und ihn um die Herausgabe der Breite zu bitten.

Reverend Tyrcomel hatte schon die Stimme gesenkt, und die Schatzsucher wollten sich eben von der harten Kirchenbank erheben, da schrie der Prediger in das Gewölbe hinein, daß sich seine Gemeindeglieder wie unter einem Peitschenhieb duckten:

»Hier an dieser Stelle, an der unser Gotteshaus erbaut ist, stand früher eine Waage, an der betrügerische Rechtsanwälte und andere Verbrecher mit den Ohren angenagelt wurden. Diese Strafe ist nichts gegen die Strafe, die ihr beim Jüngsten Gericht erleiden werdet, wenn sich die ewige Waage unter dem Gewicht eurer Sünden und vor allem eures Goldes neigt und euch in den tiefsten Höllenschlund versenkt!«

Meister Antifer und seine Gefährten mischten sich unauffällig unter die verstörten Gemeindeglieder, die zum Ausgang strömten. Hier warteten sie, bis sich die Kirche geleert hatte. Aber der gesuchte Clergyman kam nicht zum Vorschein. Nach einer Stunde war es den Reisenden klar, daß er zwar nicht gleich zum Himmel aufgefahren war, die Kirche aber durch die Sakristei verlassen haben mußte.

»Onkel Antifer«, sagte Juhel, »wir sollten jetzt endgültig umkehren. Ein Mann von diesem Geist wird sich nie und nimmer mit uns einigen.«

»Ach du reiner Tor«, antwortete Meister Antifer, »so wie dieser Heilige kann man gut sprechen, wenn man keinen Sou in der Tasche hat. Wart mal ab, wenn der Herr Pfarrer erst seine 33 Millionen eingestrichen hat, dann holt er auch noch die Millionen, die seine Schäfchen versenkt haben, aus dem Firth of Forth heraus!«

Die Schatzsucher beschlossen, Reverend Tyrcomel erst am nächsten Tag aufzusuchen, und so begaben sie sich an ihre Statt, Gibb's Royal Hotel in Edinburgh.

Der Reverend wohnte in der North-Bridge-Street in einem düsteren Haus, das an das ehemalige Haus des Reformators John Knox stieß, der im 17. Jahrhundert von seinem Wohnzimmerfenster aus halb Schottland bekehren wollte. Dieser Genius loci war dem puritanischen Prediger der schottischen Freikirche sehr willkommen.

Am Morgen des 26. Juni standen Meister Antifer, Zambuco und Juhel vor der Haustür des Predigers der Armut, der den Schlüssel für die Millionen herausgeben sollte. Drei Treppen mußten die Fremden hochsteigen, ehe sie die Wohnung Reverend Tyrcomels erreichten. Meister Antifer atmete tief durch, dann klopfte er gegen die Tür.

Keine Antwort.

Auf ein zweites Pochen öffnete sich ein winziges Schiebfensterchen unter dem Namensschild des Predigers.

»Was wollen Sie von mir?« fragte Tyrcomel.

»Wir haben gestern Ihre Predigt gehört«, antwortete Juhel.

»Und habt ihr euch auch bekehrt, Brüder?«

»Noch nicht ganz, Herr Reverend«, sagte Juhel.

»Dafür wird er sich hoffentlich zu unserer Heilslehre bekehren«, sagte Meister Antifer im Flüsterton.

Der Prediger öffnete die Tür und ließ die Bekehrungswilligen in seine Klosterzelle eintreten, in der außer einem eisernen Bett, einem groben Tisch und einem Schemel kein Mobiliar stand. Herr Tyrcomel steckte in einem langen schwarzen Rock mit gespaltenem Rundkragen und weißer Halsbinde. Auch in seinen eigenen vier Wänden ganz Prediger, stellte er sich ein paar Meter von den Besuchern entfernt auf und begann mit erhobenen Händen eine Ansprache:

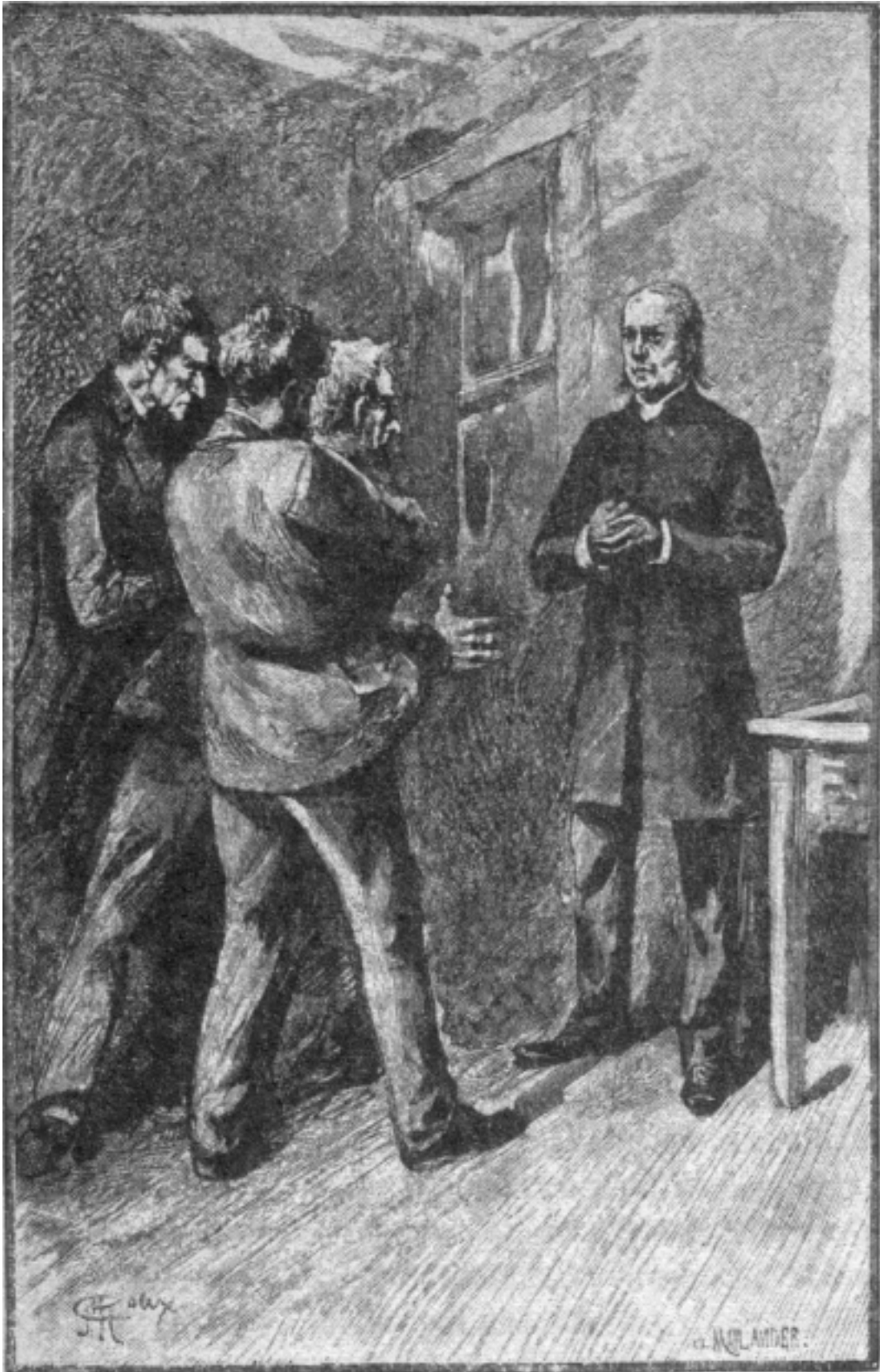
»Liebe Brüder, der Allmächtige hat mir die wundersame Gabe der Eloquenz verliehen, damit ich zum tiefsten Grund eurer Herzen vordringen und euch von der Hinfälligkeit alles irdischen Besitzes überzeugen kann . . .«

»Darf ich vorstellen, Herr Pfarrer«, unterbrach ihn Meister Antifer.

»Pierre und Juhel Antifer, Kapitäne aus St. Malo, und Herr Zambuco, Bankier aus Tunis.«

»Ein Bankier?« rief der Prediger. »Das trifft sich gut. Sicher bringt ihr mir Millionen, um sie mit meinem Segen zu vernichten.«

»Es geht nicht nur um unsre, sondern auch um Ihre Millionen,



»Was gedenken die Herren mit diesem Erbe anzufangen?« fragte der Prediger sanft. »Das geht Sie einen feuchten an, Pfaffe!« brüllte Meister Antifer.

Herr Pfarrer, die Sie natürlich vernichten können, wenn Ihnen der Sinn danach steht.«

»Ich verstehe nicht ganz«, sagte der Prediger und trat ein paar Schritte zurück.

»Herr Pfarrer«, sagte Meister Antifer aufgebracht, »der Allmächtige hat mir leider nicht die Gabe der langen Rede verliehen, deshalb komme ich gleich zur Sache: Haben Sie oder hat Ihr Vater einst einen Brief von einem gewissen Kamyk Pascha erhalten?«

»Ja.«

»Wurde in diesem Brief der Besuch der Herren Antifer und Zambuco angekündigt?«

»Ja.«

»Hören Sie bitte einmal zu«, sagte Juhel, der seine Ruhe bewahrt hatte. »Diese beiden Herren stehen jetzt vor Ihnen. Sie erbitten von Ihnen lediglich den Text dieses Briefes, damit sie das rechtmäßige Erbe jenes Kamyk Pascha antreten können.«

»Und was gedenken die Herren mit diesem Erbe anzufangen?« fragte der Prediger.

»Das geht Sie einen feuchten an!« brüllte Meister Antifer. »Passen Sie einmal gut auf, was ich jetzt sage, Pastor! Wenn Sie diesen Brief mit der Breitenangabe der Schatzinsel nicht freiwillig herausrücken, werden wir Sie vor Gericht zerren und wegen vorsätzlicher Erbhintertreibung, also schweren Diebstahls, anklagen lassen!«

»Diebstahl«, lachte der Prediger höhnisch, »es wäre ein Diebstahl an der Menschheit, wenn ich noch dazuhelfen würde, daß 100 Millionen in diesem Jammertal ausgeschüttet werden, damit 100 Millionen Menschen mehr in Sünde dahinleben müssen!«

»Halt keine Reden, Pfäfflein«, sagte Meister Antifer plötzlich mit bewundernswerter Kälte, »sondern gib den Brief her.«

»Ich habe ihn nicht.«

»Was haben Sie Tropf mit ihm gemacht?«

»Ich habe ihn dem heiligen Feuer übergeben. Nun gehen Sie bitte, ich sehe, daß Ihre Herzen noch verhärtet sind.«

Kaum hatte Reverend Tyrcomel die Tür hinter den ungebetenen Besuchern zugeschlagen, da ging Zambuco das Herz über, er weinte wie ein Kind, dem man ein Spielzeug weggenommen hat; Juhel tat der Pfarrer leid, Meister Antifer

ließ lediglich seinen Kaukiesel von einer Ecke seines gewaltigen Rachens in den anderen wandern.

Als die Schatzsucher in ihr Hotel zurückgekehrt waren, wurde Meister Antifer von einem fürchterlichen fiebrigen Anfall geschüttelt. Dieser Schlag hatte den starken Mann wie einen Baum gefällt. Juhel rief sofort einen Arzt, der zwar keine Krankheitsursache fand, für alle Fälle aber strenge Bettruhe verordnete. Insgeheim kam Juhel die Krankheit ganz gelegen, denn er hoffte, daß sich sein Onkel unter dem Schock des Anfalls doch noch zur Heimreise überreden ließ.

Unterdessen nahm in Edinburgh das Gerücht den Umlauf, der radikale Pfarrer Tyrcomel habe eine Erbschaft von Millionen oder gar Milliarden ausgeschlagen. Es wurde zwar angenommen, der Reverend selbst habe dieses Gerücht in die Welt gesetzt, das hinderte aber seine Anhänger und auch die Zeitungen nicht, Pfarrer Tyrcomel die Rolle eines modernen Märtyrers zuzuerkennen.

Seine erste Predigt nach Bekanntwerden seines heroischen Entschlusses war besucht wie noch nie. Als der Reverend hohlwangig und abgezehrt auf der Kanzel erschien, brandete ihm donnernder Applaus entgegen, als sei er der Charakterschauspieler in einer Komödie von Molière. Wie eine Pustebume sollte der Pfarrer zahllose Millionen einfach weggeblasen haben! Den Auftritt dieses Helden wollte niemand versäumt haben. Eine tausendköpfige Menschenmenge begleitete den Reverend nach Hause und zerstreute sich erst spät am Abend. Am nächsten Morgen stellten sich erneut einige Bekehrungswillige vor seinem Haus auf und verlangten in Sprechchören nach ihm. Aber der Armutspfarrer ließ sich nicht blicken. Als er auch um Mittag seine Fenster noch nicht geöffnet hatte, holten die Nachbarn den Konstabler.

Nachdem die Tür aufgebrochen worden war, fand man den Pfarrer halb ausgezogen, geknebelt und gefesselt inmitten eines unbeschreiblichen Chaos. Wie der unbekannte Einbrecher die wenigen Habseligkeiten des Reverend Tyrcomel in eine solche Unordnung hatte bringen können, war selbst dem alten Polizisten ein Rätsel. Die fanatischen Anhänger des Predigers wunderten sich, als sie auf der Schulter dieses Verächters jeglichen Schmucks eine kunstvoll ausgeführte Tätowierung entdeckten: 77° 19' Nord.

Nachdem man den bewußtlosen Pfarrer massiert hatte, fand



Als man endlich die dicke Tür aufgebrochen hatte, fand Man den Pfarrer, halb ausgezogen, gefesselt, geschunden und geknebelt, inmitten eines unbeschreiblichen Chaos.

er dank seiner Rednergabe schnell die Sprache wieder, so daß er den Täter sofort beschreiben konnte. Daß er wegen der eintätowierten Zahlen überfallen worden war, das wußte der Pfarrer nicht, denn er hatte es aus religiösen Gründen zeitlebens verschmäht, seinen sündigen Leib im Spiegel zu betrachten.

Auf den Hinweis des Pfarrers raste die Polizei sofort in Gibb's Royal Hotel und verhörte Meister Antifer, der allerdings nur bedingt vernehmungsfähig war, Juhel, Tregomain, Zambuco und Ben Omar. Alle konnten aber stichhaltige Alibis vorweisen, außer Nazim. Der war längst über alle Berge. Meister Antifer hatte zum Glück nicht begriffen, daß der Sekretär Ben Omars mit der fehlenden Längenangabe aus Edinburgh verschwunden war; er hätte die Nachricht kaum überlebt.

»Wie haben Sie nur diesen Spitzbuben, diesen Mörder und Verbrecher als Sekretär anstellen können!« schrie Zambuco den Notar an. »Mein Freund Kamylyk Pascha muß blind gewesen sein, als er einem Schafskopf wie Ihnen die Betreuung seines Erbes anvertraute.«

»Ich habe ihn gar nicht angestellt«, jammerte Ben Omar, »er hat sich selber bei mir angestellt. Er ist gar nicht mein Sekretär, er ist Saouk, der Sohn Murads.«

In diesem Augenblick wachte Meister Antifer aus seiner Ohnmacht auf, sprang mit einem Satz aus dem Bett, schoß dem Notar seinen Kaukiesel ins Auge und trat ihm mit gestrecktem Fuß in den Hintern.

»Fahr zur Hölle, Giftzwerg!« brüllte er ihn an.

Die Umstehenden standen starr wie vom Donner gerührt, während Ben Omar auf allen vieren kriechend der Reichweite Meister Antifers zu entkommen suchte. In diesem Augenblick brachte der Hotelboy die neueste Abendzeitung herein; Meister Antifer riß sie ihm aus der Hand und überflog mit einem Blick die Schlagzeile:

Was bedeutet 77° 29' auf dem Rücken eines schottischen Pfarrers?

Meister Antifer gewann seine alte Farbe wieder, mit dem Erscheinen dieser Zeitung waren seine Lebensgeister wieder erwacht. Er war den ärztlichen Konzilien zum Trotz geheilt.

»Juhel, hast du einen neuen Atlas gekauft?«

»Jawohl, Onkel Antifer.«

»Worauf wartest du noch? Such die Insel unter 77° 19'!«

Juhel stocherte mit dem Zirkel auf der Seekarte herum, dann verkündete er kleinlaut:

»Spitzbergen, ein Stück südlich von Edge-Land.«

»Egal wo«, sagte Meister Antifer, »wir müssen sofort los, damit wir dieser ägyptischen Hyäne Saouk zuvorkommen!«

Antifers Gefährten machten sich zwar keine Hoffnungen, da Saouk fünf Tage Vorsprung hatte, aber sie fügten sich dem Willen ihres Meisters und packten ihr Handgepäck zusammen. Als die Reisegesellschaft das Hotel verlassen wollte, gab es eine unangenehme Überraschung. Weder Zambuco noch Antifer hatte genügend Bargeld bei sich, um die Hotelrechnung zu bezahlen. Übel gelaunt warteten die Bretonen in der Halle, während Zambuco in die Stadt ging, um irgendwo Geld abzuheben.

Nach einer knappen Stunde kam er zurück, die Taschen voller Geld, als international bekannter Bankier hatte er bei allen Geldinstituten unbegrenzten Kredit. Eine Droschke brachte die Reisenden zum Hafen, wo Meister Antifer auch gleich einen norwegischen Frachter fand, die *Viken*, die in wenigen Minuten nach Bergen auslaufen sollte. Juhel fand gerade noch Zeit, neue nautische Instrumente zu kaufen, da ging die *Viken* unter Dampf und stach in See.

Zwei Tage später machte der Frachter am Pier von Bergen fest. Meister Antifer hastete sofort zur Schiffsagentur, um nach einem Fahrzeug mit dem Ziel Spitzbergen zu fragen. Zu seiner großen Enttäuschung mußte er sich sagen lassen, daß Spitzbergen von Bergen aus selten angelaufen werde und daß er die Inseln höchstens auf dem Umweg über einen nordnorwegischen Hafen erreichen könne. Das nächste Schiff in Richtung Nordkap sollte am übernächsten Tag abgehen. Von der Stadt wollte Meister Antifer überhaupt nichts sehen. Tregomain und Juhel trieben sich einmal auf dem Fischmarkt herum, aber dann begann es zu regnen und hörte bis zur Abfahrt nicht mehr auf, so daß auch sie für den Rest ihres Bergenser Aufenthalts im Hotel blieben.

Bei strömendem Regen stiegen die Reisenden am 11. Juli um 10 h die Gangway des Dampfers hinauf, der mit Touristen vollgestopft war, die sich das Schauspiel der Mitternachtssonne nicht entgehen lassen wollten. Meister Antifer atmete sichtlich auf, als es Richtung Norden ging; aber schon einen



Schon am nächsten Tag hallten Meister Antifers infernalische Flüche über Deck; statt geradeaus nach Norden zu Fahren, lief der Dampfer in jeden einzelnen Fjord ein.

Tag später hallten seine Flüche über Deck, als er bemerkte, daß der Dampfer vom Kurs abwich und in den Sogne-Fjord einbog. Während die Touristen staunend die mächtigen Felsmassen betrachteten, die senkrecht in das tiefschwarze Fjordwasser abfielen, veranstaltete Meister Antifer einen solchen Spektakel, daß der Kapitän ihm mit der Einsperrung drohte.

Das gleiche Schauspiel ereignete sich im Nord-Fjord und bei Ålesund. Juhel und Tregomain waren richtig erleichtert, als der Dampfer den Hafen von Trondheim anlief und dort vor Anker ging, da sich Meister Antifer endlich auslaufen und seinem Herzen ungestört Luft machen konnte.

Am folgenden Morgen lag die regenverhangene Stadt wieder hinter ihnen. Dem Wunsch der meisten Passagiere folgend, ließ der Kapitän die meisten Landungsplätze in den Fjorden anlaufen; Meister Antifer hatte sich in seine Kabine verkrochen, um diese zahllosen Umwege nicht mit eigenen Augen mit ansehen zu müssen. Er kam auch nicht zum Vorschein, als man den Polarkreis überquerte und quer über Deck eine symbolische Schnur spannte, über die alle Passagiere hüfen mußten.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Tromsø legte der Dampfer am 21. Juli in Hammerfest an. Die meisten Passagiere blieben an Bord, da sie noch bis um Nordkap weiterfahren wollten, Meister Antifer, Tregomain, Juhel, Zambuco und Ben Omar gingen an Land, fühlten sich aber nicht recht wohl in einer Stadt, in der es nur 30 Katholiken, aber 2970 Protestanten gab. Außerdem stank es allen Löchern nach Fisch, sogar die Hunde und Katzen rochen nach Tran, weil man in Hammerfest alle Haustiere mit den Abfällen der Fischverwertung fütterte.

Die Norweger gefielen den urkeltischen Bretonen recht gut, sie bedauerten nur, daß diese hochgewachsenen, gesunden Menschen innerlich vom Alkohol oder zumindest von der Gier danach ausgezehrt sind. Auf der Suche nach einem Fahrzeug, das nach Spitzbergen fuhr, kam Meister Antifer mit vielen einheimischen Fischern ins Gespräch, die ihn teilweise vor einer Fahrt in diese Breiten warnten, da das Meer um diese Jahreszeit bei ungünstigem Wind möglicherweise zufror.

Schließlich fand sich ein jüngerer Schiffseigner dazu bereit, die Reisenden mit seinem 100 t großen Kutter nach Spitzbergen und zurück zu fahren. Meister Antifer schwamm end-

lich wieder obenauf. Er erkundigte sich auch überall in Hammerfest nach einem orientalisch aussehenden Fremden, der in den letzten Tagen durchgereist sein sollte; niemand hatte in den letzten Tagen Fremde in der Stadt oder am Hafen gesehen. Als der Kutter *Kroon* mit seinen elf Mann Besatzung und fünf Passagieren am nächsten Morgen aus Hammerfest auslief, hatte Meister Antifer das gewonnen, was man mit sehr viel Einbildungskraft als gute Laune hätte bezeichnen können.

Nach einer überraschend zahmen Überfahrt kamen am 26. Juli die schroffen Gebirge der Südostinsel Spitzbergens in Sicht. Bei klar erkennbarem Sonnenstand machte Juhel sein Besteck, und die *Kroon* segelte mit vollem Wind von achtern auf die kleine Insel zu, deren Lage Juhel angab. Der Kutter warf zwei Kabellängen vor der Küste Anker, zwei Matrosen ruderten die Reisenden im Beiboot zur Insel hinüber. Als die Gesellschaft auf die vereisten Uferfelsen kletterte, flatterten Scharen von Möwen und Tauchervögeln mit Gekreis von den Klippen auf, und eine zahlreiche Robbenfamilie verschwand klatschend und spritzend im Meer.

Die Reisenden sahen auf den ersten Blick, daß seit vielen Jahren kein Mensch mehr seinen Fuß auf die verlassene Insel in der Polar-Einöde gesetzt hatte. Saouk war ihnen demnach nicht zuvorgekommen.

Wie auf der Insel Nr. 1, sollte auch hier an der Südspitze nachgegraben werden. In zügigem Tempo führte Meister Antifer seine ungeduldige Gesellschaft über die kahle Insel. An ihrem Südeude war schon von weitem ein spitzer Felsen zu erkennen, der wie ein Monolith aus dem umliegenden Geröll herausragte. Die Reisenden marschierten geradewegs darauf zu.

Meister Antifer schrie plötzlich vor Entzücken und fiel in Laufschrift. Er hatte als erster das Monogramm Kamyk Paschas entdeckt.

Schweigend und mit entblößtem Haupt wie bei einer Beerdigung sahen die Gefährten zu, wie Meister Antifer den Boden mit der Spitzhacke lockerte und Steinbrocken beiseite räumte. Auf einmal ertönte ein Geräusch von Metall auf Metall. Der Malouin kniete nieder und hob eine Steinplatte ab. Die Erregung der Umstehenden war auf einem Höhepunkt angelangt, als sie endlich einen Blick in die Grube werfen konnten.

Meister Antifer hatte seine Spitzhacke vor Wut in die Brandung geschleudert. In dem Loch lag, rostig und verschmutzt, ein Blechkasten des bekannten Formats.

Auch in diesem Kästchen fand sich ein Stück Papier, das von der Feuchtigkeit ziemlich angegriffen war.

Juhel nahm das Dokument vorsichtig an sich und las seinen Text vor, sein am Boden zerstörter Onkel wäre dazu nicht fähig gewesen:

Drei Männern schulde ich auf ewige Zeiten Dank, Ich habe die Nachrichten für sie auf drei verschiedenen Inseln hinterlegt, weil ich wünsche, daß sich diese drei vortrefflichen Menschen auf ihren Fahrten kennenlernen und Freundschaft mit einander schließen. Der Weg zu dem Freundeslohn ist zwar mühsam und langwierig, aber meine Freunde mögen daran denken, daß ich mein Vermögen auch erst mit Mühen habe erwerben müssen, bevor ich es besaß.

Wenn meine drei Erben, Thomas Antifer, Zambuco und Tyrcomel oder deren Rechtsnachfolger, den Kasten unter der notariellen Aufsicht des Herrn Ben Omar geöffnet und mein Schreiben gelesen haben (es ist das letzte), steht dem nichts mehr im Wege, daß sie nach Insel Nr. 4 aufbrechen und dort drei Fässer mit Gold, Diamanten und Edelsteinen ausgraben und gerecht unter sich aufteilen. Die Lage dieser Insel ergibt sich ganz einfach aus der Verlängerung

. . . weiter kann ich nicht lesen . . . da kommt noch Insel . . . gelegen . . . geometr. . . . Gesetz . . .

»Ist das alles?« fragte Meister Antifer zornig.

»Ich glaube ja«, antwortete Juhel. »Moment mal, ganz unten kann ich noch das Wort Mittelpunkt entziffern.«

»Mittelpunkt?« rief der Frachtschiffer. »Antifer, du hast dich doch mystifizieren lassen. Hat schon jemals ein Mensch einen Fuß auf den Mittelpunkt der Erde gesetzt?«

Als Meister Antifer begriffen hatte, daß der Traum von der Schatzinsel ausgeträumt war, stürzte er starr und besinnungslos auf die gefrorene Erde.

Seine Gefährten trugen ihn zum Boot zurück und ruderten zu der *Kroon* hinüber. Sie hatten Angst, Freund Antifer könnte über dieser herben Enttäuschung endgültig den Verstand verloren haben.

Die *Kroon* brachte sie wohlbehalten zurück nach Hammerfcst, von dort fuhren sie mit dem Liniendampfer nach Bergen, wo

sie die Schnellpost nach Kristiania bestiegen. Der Fährdampfer beförderte sie nach Kopenhagen, und mit den Expreßzügen Dänemarks, Deutschlands, Belgiens und Frankreichs erreichten sie St. Malo. Zambuco und der Notar hatten sich in Paris von den Bretonen verabschiedet und den nächsten Schnellzug nach Marseille genommen.

Ganz St. Malo war auf den Beinen, als die müden Helden aus dem Zug stiegen. Enogate, der ein Telegramm Juhels zugegangen war, hatte die Nachbarschaft verständigt, und von dort war die Kunde bis St. Servan und Paramé gedrungen.

17

Am 12. August wurde in der rue des Hautes-Salles zu St. Malo mit allem Pomp Hochzeit gefeiert. Während sich das Haus mit lärmenden Festgästen füllte, machte sich der Hausherr heimlich aus dem Staub. Meister Antifer hatte die Heirat Juhels mit Enogate zwar erlaubt, sich aber ausbedungen, den Feierlichkeiten nicht beiwohnen zu müssen. Dafür übernahm Gildas Tregomain mit Vergnügen die Rolle des Gastgebers. In der guten bretonischen Luft hatte er prächtig zugenommen, und in seinem blauen Anzug mit Seidentuch und weißen Handschuhen fühlte er sich wie der Brautvater.

Lange Flitterwochen waren dem jungen Paar nicht gegönnt. Ein neuer Dreimaster der Reederei le Baillif, auf dem Juhel als zweiter Offizier fahren sollte, stand kurz vor dem Stapellauf; danach mußte der junge Ehemann für viele Monate in den Gewässern Indiens kreuzen.

Meister Antifer hatte sich seit seiner Rückkehr von Grund auf verändert. Er spazierte nicht mehr mit ausladenden Schritten über die Wälle und Kais von St. Malo, sondern hielt sich den ganzen Tag über in seinem Zimmer auf.

Juhel sprach öfters mit dem alten Hausfreund Tregomain über das seltsame Verhalten Meister Antifers.

»Meiner Meinung nach«, sagte der Frachtschiffer, »wäre deinem Onkel bedeutend wohler, wenn er die Lage der vierten

Insel kennen würde, auch wenn er den Schatz nicht finden könnte.«

»Sie mögen recht haben. Ihn ärgert vor allem, daß er das Dokument nicht entziffern kann. Fast jeden Tag nimmt er das Papier zur Hand und rätselt daran herum.«

»Weißt du auch keine Lösung, Juhel?«

»Nein. Worauf es ankommt, das sind die Worte geometr. und Verlängerung; aber was da verlängert werden soll, das weiß ich absolut nicht.«

»Von Geometrie und Verlängerungen verstehe ich leider nichts«, sagte der Frachtschiffer, »und doch würde ich meinem alten Freund Antifer so gerne helfen.«

Der Sommer in St. Malo ging dahin, ohne daß einer das Dokument hätte entziffern können. Im Hause Antifer wäre bald nicht mehr über den Schatz Kamyk Paschas gesprochen worden, wenn Enogate nicht eines Tages eine alte englische Zeitung nach Hause gebracht hätte, in der man ihr Fische eingeschlagen hatte. Als sie das Papier ausbreitete, kam Juhel gerade in die Küche, und sein Blick fiel auf ein paar auffällige Überschriften. Wie er beiläufig das Blatt überflog, entdeckte er eine Meldung aus Glasgow, wonach ein Ägypter namens Saouk im Hafen von Glasgow an Bord eines norwegischen Schiffes verhaftet und wegen schweren Einbruchs mit Körperverletzung zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt worden sei.

Von diesem Tag an grübelte Juhel wieder unausgesetzt über dem Dokument von Spitzbergen. Es war offensichtlich, daß Kamyk Pascha die Koordinaten der Insel Nr. 4 nicht aufgeschrieben, sondern nur Hinweise gegeben hatte, wie ihre Lage zu errechnen sei. Aber auf das geometrische Gesetz, von dem in dem Fragment die Rede war, kam und kam Juhel nicht.

Eines Tages saß er zusammen mit seiner jungen Frau vor dem Globus, den Enogate absichtslos drehte und mit dem Finger dabei die Reiseroute ihres Mannes nachfuhr. Auf einmal ging Juhel ein Licht auf. Er entdeckte nämlich, daß die drei Inseln, die sie abgesucht hatten, auf einer gedachten Kreislinie lagen. Und möglicherweise war des Pudels Kern, die Insel Nr. 4 im Zusammenhang mit diesem Kreis zu finden.

Den ganzen nächsten Tag verließ Juhel sein Zimmer nicht. Am Abend endlich ließ er Gildas Tregomain rufen und ver-

kündete ihm, daß er die Lösung des Problems gefunden habe. Der Frachtschiffer begriff sie zwar nicht, hielt sie aber für richtig. Jetzt war nur noch die Frage zu klären, ob auch Meister Antifer davon unterrichtet werden sollte. Beiden war klar, daß man ihm sein rechtmäßiges Erbe nicht vorenthalten dürfe, daß jedoch eine weitere Enttäuschung ihm endgültig den Verstand rauben würde. Nachdem der Familienrat mit Nanon und Enogate getagt hatte, entschloß man sich, Meister Antifer von der Lösung in Kenntnis zu setzen, und Nanon holte ihn auch gleich aus seinem Zimmer. Er zuckte mit keiner Wimper, als sein Neffe die Deutung des Dokuments vortrug und das geometrische Gesetz erläuterte, nach dem die Insel zu suchen war. Er fragte nur trocken:

»Wo liegt denn deine Insel?«

Als Antwort stellte Juhel den Globus vor ihn hin, nahm ein biegsames Lineal zur Hand, verband die Insel vor Sohar mit der Insel in der Ma-Yumba-Bai und diese wiederum mit der Insel bei Spitzbergen. Dann zog er jeweils die mittleren Senkrechten der Verbindungslinien und erhielt in dem Schnittpunkt der Senkrechten den Mittelpunkt eines gedachten Kreises, auf dem die drei bekannten Inseln lagen. Im Mittelpunkt selbst mußte die Insel Nr. 4 liegen. Der Punkt fiel in die Nähe der Insel Pantellaria zwischen Sizilien und Kap Bon.

»Hast du auch die Koordinaten?« fragte Meister Antifer.

»Jawohl. 37° 26' nördlicher Breite und 10° 33' östlicher Länge.«

Meister Antifer stand daraufhin wortlos auf und schloß sich in seinem Zimmer ein.

Vom nächsten Morgen an unternahm Meister Antifer zur Überraschung seiner Familie wieder die gewohnten Spaziergänge durch die Stadt und den Hafen. Über die endlich gefundene Schatzinsel verlor er kein Wort.

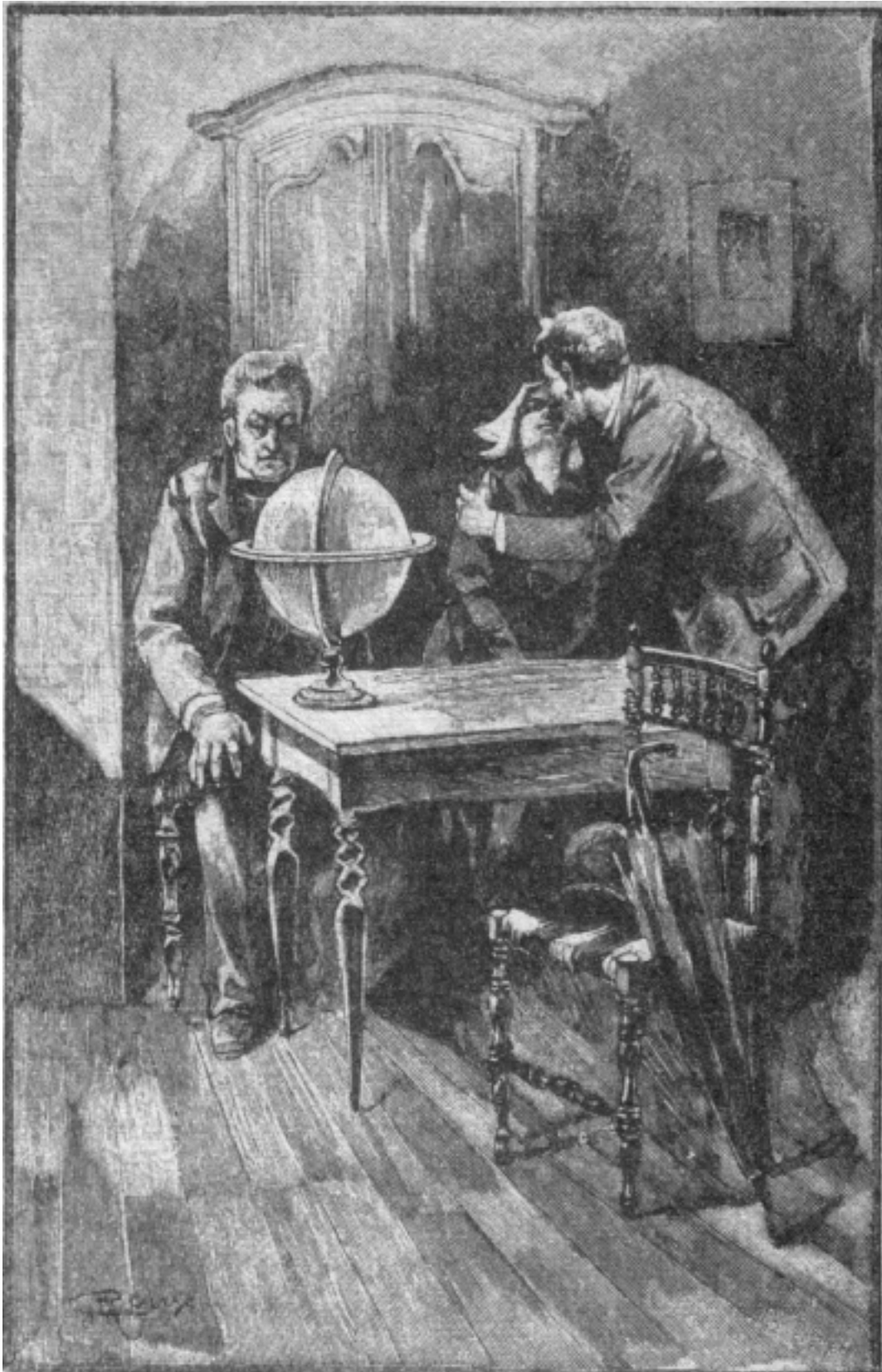
»Was hat mein Onkel nur?« fragte Juhel eines Tages Tregomain.

»Ich glaube, er hat nur Angst, daß er seine maltesische Braut doch noch heiraten muß.«

In diesem Augenblick kam Meister Antifer zu den beiden dazu.

»Was steckt ihr denn schon wieder die Köpfe zusammen?«

»Wir haben uns gerade über die Insel Nr. 4 unterhalten«, antwortete Juhel.



*Meister Antifer zuckte mit keiner Wimper, als sein Neffe
Das geometrische Gesetz erläutert hatte, nach dem die Insel zu
Suchen war.*

»Ich finde, man kann die Millionen nicht einfach verrotten lassen«, meinte der Frachtschiffer.

»Soso«, kicherte Meister Antifer, »ich hätte gar nicht gedacht, daß du auf deine alten Tage noch goldgierig wirst. Willst du vielleicht hinfahren?«

»Ehrlich gesagt, ja.«

»Gut, dann fahren wir eben hin.«

Gildas Tregomain konnte die Abfahrt kaum erwarten, während Meister Antifer die Ruhe selbst war. Der Ordnung halber telegraphierte Juhel an den Bankier und den Notar, sie sollten so schnell wie möglich nach Girgenri auf Sizilien abreisen.

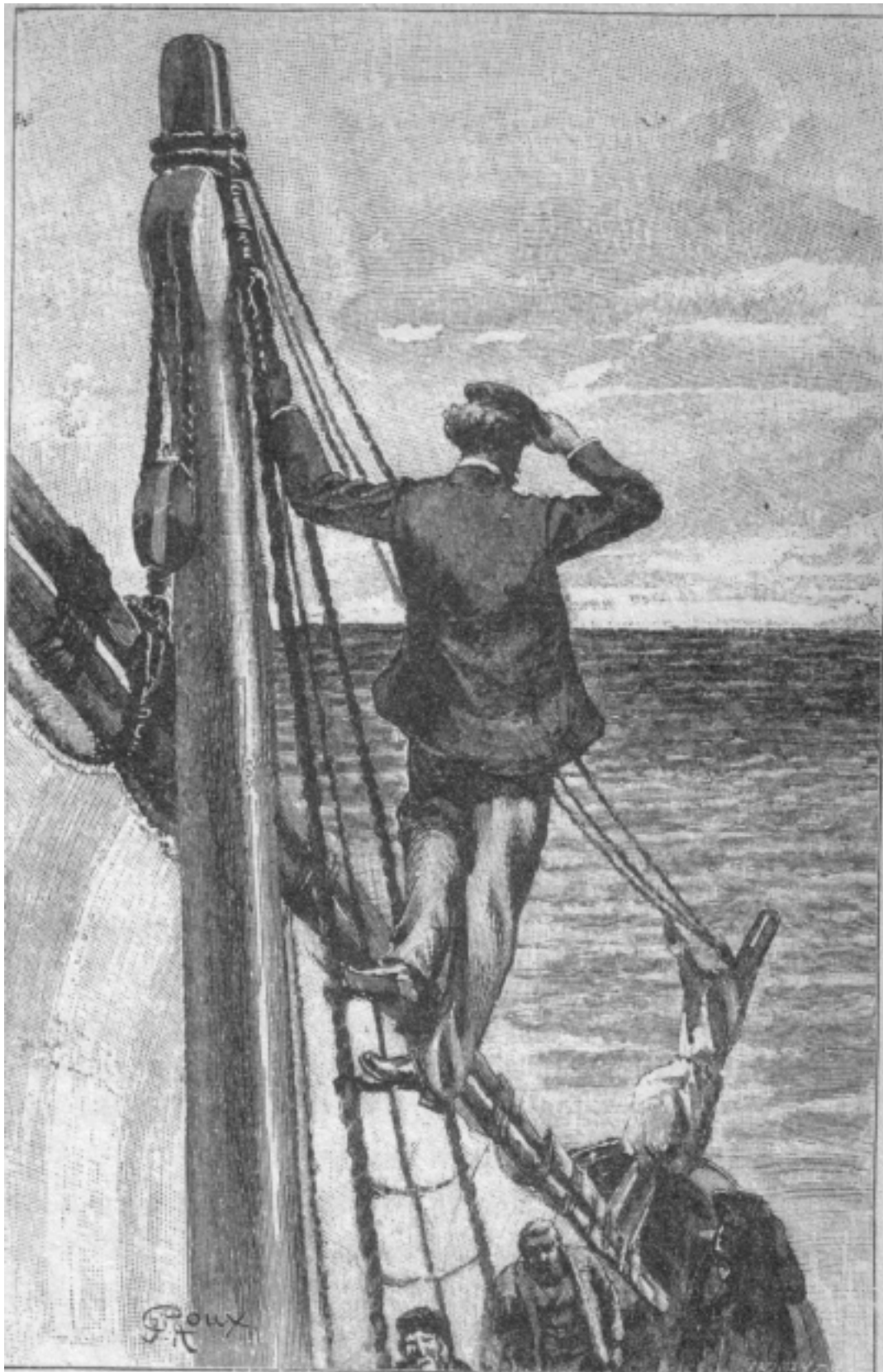
Am Morgen des 16. Oktober fuhr die ganze Dynastie Antifer außer Nanon von St. Malo nach Paris ab, stieg dort in den Zug nach Rom um und kam ein paar Tage später in Neapel an. Von dort erreichten sie mit dem Dampfschiff die sizilianische Hauptstadt Palermo, wo sie die Schnellpost nach Agrigent bestiegen. Als sie am Abend des 23. Oktober dort aus der Postkutsche stiegen, waren Ben Omar und Zambuco schon da.

Man wechselte nicht viele Worte, sondern mietete sogleich eine 30 t große Feluke samt deren Kapitän Jacobo Grappa. Noch am selben Abend fuhr die Gesellschaft mit der *Providenza* auf das mondbeschienene Mittelmeer hinaus. Die ganze Nacht hindurch blieb der Himmel klar, und am nächsten Morgen brach ein wunderschöner Tag an. Juhel und Enogate hielten sich umarmt, Meister Antifer blies Kringel in die Luft, Tregomain ging nervös auf Deck hin und her, während die Feluke der gesuchten Stelle stetig entgegenfuhr. Jacobo Grappa wollte überhaupt nicht wissen, wohin die Fremden segeln wollten, sie hatten bezahlt, und das genügte. 10 Uhr 15 machte Juhel das Besteck. Die Feluke befand sich schon auf der richtigen Länge, mußte nur noch ein paar Seemeilen nach Süden abweichen. Um Mittag kletterte Juhel auf den Mast, aber so weit sein Auge reichte, dehnte sich das Meer, von einer Insel war keine Spur, obwohl sich die Feluke bis auf ein paar Kabellängen genau auf der Position der gesuchten Insel befand.

»Immer noch nichts?« rief Zambuco von unten.

»Nein«, antwortete Juhel,

»Mir scheint, der junge Ehemann kann kein richtiges Besteck



Nachdem Juhel die Sonnenhöhe gemessen hatte, kletterte Er in den Ausguck, sah aber nur die endlose Wasser-Fläche. »Der junge Ehemann kann wohl kein Besteck mehr machen!« rief Meister Antifer von unten.

mehr machen«, sagte Meister Antifer. Enogate blitzte ihn böse an.

Gildas Tregomain wandte sich schließlich an den Kapitän:

»Grappa, wir suchen eine Insel.«

»Da sind Sie aber falsch hier.«

»Was ? Ja, gibt es denn hier keine Insel ?«

»Gibt nicht mehr. Gab mal.«

»Und wo ist diese Insel jetzt?«

»Weg, einfach weg, Signor. Seit 31 Jahren schon, o Santa Lucia.«

»Zum Teufel noch mal, was war das denn für eine Insel!« schrie Tregomain wütend.

»Himmel, Kutter und Schaluppen, Küstenschiffer«, rief Meister Antifer, »die Insel Julia natürlich!«

Da ging auch Juhel ein Licht auf. Die Insel Julia war am 28. Juni 1831 mit einem Feuerwerk aus dem Meer aufgestiegen, war im Dezember des gleichen Jahres aber wieder untergegangen. In diesen Monaten mußte Kamylyk Pascha auf der Insel gelandet sein und seinen Schatz vergraben haben, der jetzt 100 m unter der Wasseroberfläche ruhte.

Die Reisenden außer Meister Antifer standen bekümmert an der Reling und starrten in das tiefblaue Wasser.

»Seht ihr eure Millionen schon leuchten?« sagte Meister Antifer zu seinen beiden Miterben. »Wenn ihr sie haben wollt, braucht ihr sie nur heraufzuholen! Springen Sie doch hinein, Schwager Zambuco, zieh dich aus, Ben Omar!«

Antifers Leute hatten sich allmählich von ihrer Enttäuschung erholt und lachten sogar wieder über die Späße Pierre-Servan-Malos. Jetzt wagte es Meister Antifer auch, ihnen anzuvertrauen, er habe längst gewußt, daß die Insel Julia versunken sei. Er hatte es sich nur nicht verkneifen können, seine beiden Widersacher noch einmal an der Nase durch das Mittelmeer herumzuführen. Juhel und Enogate waren ihm sogar dankbar dafür, denn auf diese Weise waren sie nochmals zu einer Hochzeitsreise gekommen.

Der feige Notar bekam in der Nacht noch sein Fett weg. Auf dem Rückweg nach Agrigent mußte der Kapitän gegen den Wind kreuzen, so daß die Feluke gehörig ins Schaukeln kam und den Magen Ben Omars 18 h rotieren ließ.

Als die *Providenza* am nächsten Morgen in Agrigent anlegte, stolperte der Notar grußlos an Land und verschwand so schnell

wie möglich. Meister Antifer ging als letzter von Bord; der Kapitän hielt ihn einen Moment zurück:

»Nicht die Hoffnung aufgeben, Signor.«

»Wieso?«

»Die Insel Julia ist 1831 untergegangen, doch . . .«

»Das weiß ich auch.«

». . . doch seit 1850 steigt sie wieder.«